

# Gender in der Sozialen Arbeit.

## *Eine günstige Konstellation?*

# DIPLOMARBEIT

freie wissenschaftliche Arbeit  
im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft,  
Fachrichtung Sozialpädagogik und Sozialarbeit,  
zur Erlangung des akademischen Grades  
Diplom-Pädagoge (Dipl.-Päd.)

**vorgelegt von:**

Patrick AMENT, padex@web.de  
Matrikelnummer: 2756999

**Gutachterin:**

Professorin Dr. phil. habil. Karin BOCK, Technische Universität Dresden

**Zweitgutachterin:**

Professorin Dr. phil. Cornelia WUSTMANN, Technische Universität Dresden

**Eingereicht am:** 31. Mai 2021

# 1. Inhaltsverzeichnis

1.	<b>Inhaltsverzeichnis</b> .....	I
1.1	Abkürzungsverzeichnis .....	III
1.2	Vorwort und Danksagung .....	1
2.	<b>Einleitung</b> .....	3
2.1	Ziel und Fragestellung.....	3
2.2	Methodisches Vorgehen .....	4
2.3	Eigene Motivation.....	5
2.4	Theoretischer Rahmen und Aufbau der Arbeit.....	7
3.	<b>Hauptteil</b> .....	9
	Begrifflichkeiten im Kontext Gender .....	9
3.1	Feminismus und Frauenbewegung .....	9
	➤ Zwischenfazit Feminismus und Frauenbewegung .....	13
3.2	Emanzipation .....	13
	➤ Zwischenfazit Emanzipation .....	15
3.3	Frauen- und Geschlechterforschung .....	15
	➤ Zwischenfazit aus der Frauen- und Geschlechterforschung .....	18
3.4	Gender vs. Sex .....	18
	➤ Zwischenfazit Gender vs. Sex .....	20
3.5	Gender Mainstream.....	20
	➤ Zwischenfazit Gender Mainstream.....	26
3.6	Gendern im Alltag?!.....	27
	➤ Zwischenfazit Gendern im Alltag .....	29
3.7	Geschlecht als Strukturkategorie .....	29
	➤ Zwischenfazit Strukturkategorie Geschlecht .....	31
3.8	Konfliktkategorie Geschlecht.....	31
	➤ Zwischenfazit Geschlecht als Konflikt.....	33
3.9	Doing Gender – Geschlecht als soziale Konstruktion .....	33
	➤ Zwischenfazit Doing-Gender .....	35
3.10	Lebenswelt in der modernen Gesellschaft - Diversität .....	35
	➤ Zwischenfazit zu Lebenswelt in der modernen Gesellschaft - Diversität .....	37
3.11	Jungen als Bildungsverlierer?.....	37
	➤ Zwischenfazit Jungen als Bildungsverlierer? .....	39
3.12	Geschlechter-Unterschiede.....	40

➤	Zwischenfazit Geschlechterunterschiede.....	44
3.13	Gender Bias – Geschlechtsbezogene Verzerrungseffekte.....	44
➤	Zwischenfazit Gender-Bias.....	46
3.14	Inter- Trans- und Queer-Geschlechter.....	46
➤	Zwischenfazit Inter- Trans- und Queer-Geschlechter .....	49
3.15	Geschlechter-Stereotype und Sexismus.....	49
➤	Zwischenfazit Geschlechter-Stereotype und Sexismus .....	51
3.16	Hegemoniale und Marginalisierte Männlichkeit, Neuer Mann.....	51
➤	Zwischenfazit Hegemoniale und Marginalisierte Männlichkeit, Neuer Mann .....	56
3.17	Gewalt und Gender .....	56
➤	Zwischenfazit Gewalt und Gender .....	61
<b>4.</b>	<b>Gender und Soziale Arbeit in der Praxis .....</b>	<b>64</b>
4.1	Gender in der Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit.....	64
4.2	Geschlechtsbewusste Soziale Arbeit mit Jungen und Mädchen.....	69
4.3	Exkurs 1: Drogentherapie und Gender .....	74
4.4	Exkurs 2: Eigene Erfahrungen zur Jungenarbeit.....	75
4.5	Soziale Arbeit und Gender in der Familie .....	79
	Elternschaft.....	84
	Trennung, Scheidung und die Folgen.....	89
<b>5.</b>	<b>Schluss .....</b>	<b>92</b>
5.1	Zusammenfassung und Fazit.....	92
5.2	Selbstreflexion durch Auseinandersetzung mit Gender-Begriffen.....	97
<b>6.</b>	<b>Anhang .....</b>	<b>99</b>
6.1	Quellen- und Literaturverzeichnis .....	99
6.2	Internet- und andere Quellen:.....	105
6.3	Abbildungsverzeichnis.....	106
<b>7.</b>	<b>Erklärung: .....</b>	<b>107</b>
	Selbständigkeitserklärung zur Diplomarbeit .....	107

## 1.1 Abkürzungsverzeichnis

AGG	<i>Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz</i>
BDKJ	<i>Bund der Deutschen Katholischen Jugend</i>
BJK	<i>Bundesjugendkuratorium</i>
BMFSFJ	<i>Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend</i>
BRD	<i>Bundesrepublik Deutschland</i>
BVerfG	<i>Bundesverfassungsgericht</i>
DDR	<i>Deutsche Demokratische Republik (1949-1990)</i>
DSD	<i>disorders of sex development</i>
e. V.	<i>eingetragener Verein</i>
EU	<i>Europäische Union</i>
GDP	<i>GenderDatenPortal</i>
IGLU	<i>Internationale Grundschul-Lese-Untersuchung</i>
Kita	<i>Kindertagesstätte</i>
KjG	<i>Katholische Junge Gemeinde</i>
KJH	<i>Kinder- und Jugendhilfe</i>
KJHG	<i>Kinder- und Jugendhilfegesetz - (SGB VIII)</i>
LAG	<i>Landesarbeitsgemeinschaften</i>
LGBTIQ	<i>Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Intersexual, Queer</i>
LJA	<i>Landesjugendamt</i>
MPJ	<i>Modellprojekt Jungenarbeit</i>
NRW	<i>Nordrhein-Westfalen</i>
NS	<i>Nationalsozialismus</i>
PDF	<i>Portable Document Format</i>
PISA	<i>Programme for International Student Assessment</i>
SGB VIII	<i>Achtes Sozialgesetzbuch</i>
SLUB	<i>Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek</i>
SPFH	<i>Sozialpädagogische Familienhilfe</i>
SZ	<i>Sächsische Zeitung</i>
TIMSS	<i>Trends in International Mathematics and Science Study</i>
TU	<i>Technische Universität</i>
WSI	<i>Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut</i>

## 1.2 Vorwort und Danksagung

*„Ich glaube, das Radfahren hat mehr zur Emanzipation der Frau beigetragen als alles andere auf der Welt. [...] Ich stehe jedes Mal auf und freue mich, wenn ich eine Frau auf einem Rad vorbeifahren sehe [...] es ist das Bild einer freien, ungehemmten Weiblichkeit.“<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup> Susan B. Anthony war eine US-Amerikanische Frauenrechtlerin und erwähnte dies in einem Interview mit der New Yorker Sunday World im Jahr 1896 (vgl. Smith 2020).

Eine Diplomarbeit in Mitten der Corona-Krise zu schreiben, hatte ich mir einfacher vorgestellt. Die eigene Wohnung verwandelt sich durch geschlossene Kita und Bibliotheken, Home-Office und Ausgangsbeschränkungen, zu einer Mischung aus Arbeitsplatz und Abenteuerspielplatz, ohne große Rückzugsmöglichkeiten. Ebenso gab es keine Möglichkeit des Austauschs mit anderen Kommiliton-/innen, in sonst üblichen Kolloquien oder Seminargruppen. Diese äußeren Widrigkeiten verbunden mit persönlicher Erkrankung dehnten den Zeitraum für die Bearbeitung erheblich aus, faktisch blieb es jedoch bei der üblicherweise vorgesehen Bearbeitungszeit von sechs Monaten für diese schriftliche Arbeit. Vor diesem Hintergrund kann ich Otto KRUSE zustimmen, wenn er sagt, dass die Wissenschaft, die langsamste Methode des Erkenntnisgewinns ist (vgl. Kruse 2000: 192f.), auch wenn er damals noch nicht wissen konnte, dass eine Pandemie, wie wir sie gerade durchmachen, wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn dermaßen ausbremsen kann.

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen bedanken, die mir Hilfe und Unterstützung zukommen ließen: Anja und Anton KNOBLOCH für den ruhigen Arbeitsplatz in Radebeul, wo ich die grundlegenden Exzerpte anfertigen konnte. Antje BECKMANN von der Studienberatung der TU Dresden für die Starthilfe beim Schreiben. Siegfried PIEPER, der inzwischen verstorben ist und dessen Wohnung ich als Schreibstube und Rückzugsort nutzen durfte. Karin MÖBIUS für die unzähligen Stunden der liebevollen Kinderbetreuung unseres Sohnes Janosch. Meiner *Lebensabschnittsbewältigungspartnerin* Kathrin MÖBIUS, die einige Entbehrungen in der Partnerschaft und mich in dieser besonderen Zeit ertragen musste, die mir den Rücken frei hielt, an mich glaubte und sich auch gedanklich auf das Gender-Thema einlassen konnte. Dr. Gunter ADOLPH, mein bester Freund und langjähriger Weggefährte für die zahlreichen, unermüdlichen Anrufe, mit den Fragen zu meiner Befindlichkeit und zum Stand des Fortschritts der Diplomarbeit. Markus ZINK aus Mainz für die Impulse mit seinen Erfahrungen aus der lesbisch-schwulen Subkultur. Bei meiner Familie im Schwarzwald und der Schwäbischen Alb für den Rückhalt aus der Ferne. Katharina FISCHER vom Prüfungsamt für die schnelle kompetente Bearbeitung meiner Anliegen. Vor Allem aber meiner Betreuerin Frau Professorin Karin BOCK für den intensiven fachlichen Austausch und die Übernahme von mir als Diplomand.

## 2. Einleitung

Mit der vorliegenden Arbeit werden im ersten Hauptteil 17 wichtige Schlüsselbegriffe im Kontext Sozialer Arbeit und Gender allgemein analytisch betrachtet und jeweils mit einem Zwischenfazit unter der praktischen Verwertbarkeit mit Handlungsempfehlungen, Zielen bzw. gewonnener Erkenntnis aus dem hermeneutischen Aneignungsprozess abgeschlossen. Der zweite Hauptteil erörtert, nach der Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit, die damit verbundene geschlechtliche Arbeitsteilung sowie die Interpretation als Frauenberuf. Im Detail, mit einem praktischen Exkurs, folgen dann die Arbeitsbereiche *Soziale Arbeit mit Familien* sowie *Geschlechtsbewusste Arbeit mit Mädchen und Jungen*.

Mit den Forschungsfragen nach dem Einfluss von Gender und den Folgen für einen geschlechtsbewussten Ansatz sowie nach den dafür notwendigen Rahmenbedingungen als auch der Klärung, welche Begriffe zum besseren Verständnis von Genderprozessen dienlich sind, wird ein Gesamtfazit gezogen.

Mit dem nächsten Punkt erfolgt die genaue Erläuterung der Ziel- und Fragestellung.

### 2.1 Ziel und Fragestellung

Ziel des Vorhabens ist es, ausgewählte wichtige Schlüsselbegriffe in Verbindung mit Gender zu definieren und zu präzisieren, die im Diskurs in den Sozial- und Erziehungswissenschaften vorkommen. Sie werden in Beziehung zur Sozialen Arbeit, Sozialpädagogik, bzw. Sozialarbeit gesetzt. Die Begriffe sind nach Lothar BÖHNISCH & Kollegen trotz ihrer unterschiedlichen Genese inzwischen als synonym zu setzen und zu verstehen (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch: 2005: 9). Die hergestellten Bezüge stehen unter der Prämisse der Verwertbarkeit und Anwendbarkeit in der Praxis. Es werden die Ansätze einer geschlechtsbewussten Arbeit in der Sozialpädagogik dargestellt.

Die konkreten Fragestellungen sind:

- ★ Welchen Einfluss hat Gender auf die Soziale Arbeit und welche Folgen hat es für einen geschlechtsbewussten Ansatz?
- ★ Welche Rahmenbedingungen bedarf die geschlechtsbewusste Soziale Arbeit in den konkreten Bereichen *Soziale Arbeit mit Familien* und *Offene Jugendarbeit*?

- ★ Über welche Begriffe und deren Bedeutung für die Soziale Arbeit muss eine Verständigung und Reflexion mit den eigenen Einstellungen und Erfahrungen, sowie mit Klient-/innen und Teammitgliedern erfolgen?

Nach den hier dargelegten forschungsleitenden Fragen, beschreibt das nächste Kapitel das methodische Vorgehen bei der Erstellung der gesamten Diplomarbeit.

## 2.2 Methodisches Vorgehen

Die Diplomarbeit begann mit der Themenfindung durch Reflexion meiner praktischen Erfahrung und meiner Schwerpunkte aus dem Studium und führte zur Formulierung eines Kurz-Exposés. Die darin vorformulierten Fragestellungen der Arbeit, wurden im weiteren Verlauf der vertieften Auseinandersetzung mit dem Thema weiter ausgefeilt und durch zusätzliche Konkretisierungen ergänzt. Die Abgrenzung zur Zielsetzung der Arbeit (vgl. Kruse 2000: 2008) erfolgte bereits im Punkt 2.1. Die einzelnen Schritte werden folgend beschrieben:

Die Kernaussagen aus der verwendeten Überblicksliteratur wurden gesammelt und durch die Mind-Map-Methode zur Entwicklung der Gliederung strukturiert. Forschungsergebnisse, theoretische Zusammenhänge und Erkenntnisse konnten so zu Clustern und zur analytischen Sachdarstellung themengebunden zusammengeführt werden. Es ist von analytisch die Rede, da bereits durch die spezifische Auswahl der Begriffe die wissenschaftliche Arbeit beeinflusst wird (vgl. Kruse 2000: 149). Die ausgewählten Begriffe wurden eingegrenzt, um ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit mit Praxisbezug, möglichen Handlungs- und Ereignisfeldern und Institutionen darzustellen.

Für den *Verstehenszweck* und die Interpretation der Sachverhalte wurde hauptsächlich mit der hermeneutischen Methode gearbeitet, die als fortlaufende Pendelschlagbewegung zwischen Vor- und Kontextwissen verstanden wird, mit dem Ziel, sowohl das Kontextwissen des Gegenstands, als auch das so verarbeitete Vorwissen zu verbessern (vgl. Patzelt 1997: 293).

Die Literaturrecherche erfolgte, ausschließlich außerhalb der Bibliotheksgebäude, mit den einschlägigen Suchmaschinen wie z. B. des SLUB WebOPACs, der Deutschen Nationalbibliothek und *Google Scholar*. Zur Legitimierung der Auswahl sei zum einen auf die Corona-Pandemie verwiesen, durch die die Zugangsmöglichkeiten zur SLUB und Zweigbibliotheken stark eingeschränkt waren. Zum anderen bietet Google Scholar als frei verfügbare und sehr umfassende akademische Suchmaschine eine hohe Geschwindigkeit und



gute Trefferquote mit komfortablen Suchfunktionen (vgl. Gusenbauer, 2019). Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist auch, dass der Autor selbst eine Vielzahl der relevanten Literatur besitzt.

Die Hauptbasis für das Kompilieren, im Sinne von Zusammentragen bzw. Anhäufen der Inhalte und Themengebiete (vgl. Kruse 2000: 137), bildeten die tabellarisch aufgebauten und kommentierten Exzerpte, die neben den direkten Zitaten und Paraphrasierungen auch die eigenen Überlegungen, Ideen und offenen Fragen enthalten, die beim Lesen entstanden sind. Ein Zettelkasten nach dem Vorbild von Niklas LUHMANN, wurde in der Studienzeit nicht angelegt, aber es konnte auf unzählige eigene Seminar-Mitschriften, Präsentationen und strukturiert gesammeltes Vorlesungs-Material mit Markierungen und Randglossen zurückgegriffen werden. Temporär entstanden auch zahlreiche Notizzettel und Haft-Memos, die hilfreich waren, um die Diplomarbeit auszubauen und weiterzuentwickeln.

In Ergänzung dazu erfolgte eine Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie in Bezug von erlebter, selbst angeleiteter oder wissenschaftlich begleiteter geschlechtsbewusster Arbeit mit Jungen und Männern. Die Erkenntnisse dieser biographischen Arbeit flossen in einzelne Kapitel mit ein.

Praktisch technologisch wurde die Diplomarbeit unter Verwendung von Microsoft Word 2010 (\*.docx Dateiformat), auf einem Lenovo ThinkPad X220 mit dem Microsoft Windows 7 Betriebssystem geschrieben. Das Literaturverzeichnis wurde zuerst manuell nach Richtlinien der *Broschüre zum wissenschaftlichen Arbeiten* der Fakultät Erziehungswissenschaften der TU Dresden von Martin KITTNER und Anne POTZEL (2005) erstellt und anschließend, im Zuge der Modernisierung von Layoutvorgaben der Zitierweisen und dem Ziel des *modernerer* Stils, noch einmal mit der Referenzsoftware *Zotero* umgewandelt. Für die Weitergabe des digitalen Dokuments zum finalen Druck, wurde es in das Adobe PDF Format gewandelt und durch PIGMENTPOL Sachsen GmbH digital ausgedruckt und mit einem leinenbespannten Hardcover gebunden.

Im nächsten Abschnitt erfolgt die Darstellung der eigenen Motivation und Erfahrung im Genderkontext.

### 2.3 Eigene Motivation

Bereits in meiner Jugend bin ich Ende der 1990er Jahre über die *Katholische Junge Gemeinde (KjG)* in Freudenstadt in den Genuss von geschlechtsbewusster Arbeit mit Jungen und Männern gekommen. Die offene verbandliche Jugendarbeit der

KjG war grundsätzlich gemischtgeschlechtlich für Jugendliche im Alter zwischen 14 und 24 Jahren, jedoch gab es themenspezifisch schon immer getrenntgeschlechtliche Bildungssequenzen, bspw. in der Firmvorbereitung, die im *Peer-Involvement-Verfahren* durchgeführt wurden. Hauptsächlich waren es die Themen Liebe, Sexualität und Partnerschaft, die geschlechtshomogen besprochen wurden.

Damals war ich zuerst nur Teilnehmer von s. g. Männer-Wochenenden, auf denen wir uns mit Themen um das Junge- bzw. Mann-Sein und Mann-Werden beschäftigten. Einige Jahre später verselbständigte sich dann die dadurch gefundene Gruppe und es fanden unregelmäßige Männerstammtische statt, die in abwechselnder Leitung auch von mir angeleitet und moderiert wurden. Die Männer-Wochenenden wurden von einem Team aus Ehrenamtlichen und dem Pastoralreferenten Stephan KARUS, als hauptberuflicher Professioneller angeleitet. *Man(n)* traf sich in regelmäßigen Abständen mindestens zwei Mal im Jahr. Die Teilnehmer waren zwischen 14 und 68 Jahren und die Versorgung wurde ebenfalls in Eigenregie selbst von den Teilnehmern in wechselnden Koch-Teams übernommen. Jedes Wochenende stand zwar unter einem speziellen Motto oder Thema, bspw. Muttersöhnchen, Mann oh Mann, Kommunikation, Zeitmanagement, Weichei etc., aber je nach Bedarf der Teilnehmer wurden auch eigene Themen eingebracht. Die (Selbst-) Erfahrungen in dieser Gruppe halfen mir, die Scheidung meiner Eltern zu bearbeiten, wodurch ich die Beziehung zu meinem Vater neu gestalten konnte.

Eine weitere einschneidende Erfahrung, waren die Diskussionen über Ängste, Gewalt und Befürchtungen mit der Entscheidung für oder gegen den bevorstehenden Auslandseinsatz der Bundeswehr im Kosovo. Als Soldat auf Zeit hielt ich die gewonnenen Strukturen durch die Männerarbeit in meiner damaligen Heimat aufrecht und freute mich besonders diesen Ort des Austauschs und intensiver Auseinandersetzung zu haben.

Im Studium begleitete mich das Gender-Thema regelmäßig in vielfältigen Seminaren und Vorlesungen, sowohl in der Sozialpädagogik als auch in der Soziologie und der Psychologie. Ein Höhepunkt bildete das dreijährige *Sächsische Modellprojekt zur Professionalisierung der Jungenarbeit* (MPJ), in dem ich neben Professor Gerd STECKLINA Teil der wissenschaftlichen Begleitung wurde. Wir konnten an vier Standorten in Chemnitz, Dresden, Schwarzenberg-Aue und Zittau den Weg zum zertifizierten Jungenpädagogen begleiten, die Institutionen

als Arbeitgeber(in) unter dem geschlechtsbewussten Ansatz in den Blick nehmen und jede Menge junge Männer in Wohngruppen, offenen Treffs und speziellen Freizeitangeboten kennenlernen und interviewen.

Nachdem meine persönliche Motivation und Erfahrung im Themengebiet aufgezeigt wurde, verortet das folgende Kapitel dies im theoretischen Kontext.

### 2.4 Theoretischer Rahmen und Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit soll sich aus sozialpädagogischer Perspektive dem Thema Gender in der alltäglichen Praxis nähern. Dabei fließen auch erziehungs- und sozialwissenschaftliche Theorien mit ein. Es wird dabei versucht, auch Laien den Zugang zum Thema zu eröffnen, indem notwendige Fachtermini, etymologisch eingeführt, erklärt und auf den Arbeitsbereich der *Sozialen Arbeit* überführt werden.

Zur Einführung ins Thema werden die hierfür wichtigsten gesellschaftlichen Phänomene und Begriffe und deren Relevanz zu den eingangs aufgestellten forschungsleitenden Fragen dargestellt. Ein verdichtetes Zwischenfazit zu den einzelnen Unterpunkten verknüpft einzelne Aspekte zu einer Gesamtperspektive.

Danach folgt eine allgemeine Überleitung zur Entwicklung der Geschlechter-Differenz für die Soziale Arbeit unter Berücksichtigung der historischen Gegebenheiten seit den Anfängen des 20. Jahrhunderts, um zu sehen, wie diese auch heute noch in Teilen vorzufinden sind.

Mit dem Abschnitt zur geschlechterreflektierenden Arbeit mit Mädchen und Jungen wird der Fokus auf die Anforderungen an die pädagogischen Fachkräfte und die Veränderung der Sichtweise auf Jugendliche von heute gelegt, der mit Grundannahmen und Leitsätzen für eine gelingende Ausgestaltung praktischer Beziehungs- und Beratungsarbeit durch die *Geschlechter-Brille* endet.

Es finden zusätzlich drei Exkurse Eingang in diese Arbeit. Mit einer Darstellung aus dem Kontext der Drogenberatung wird die Implementierung eines geschlechtsbewussten Settings veranschaulicht. Mit den zwei persönlichen Beispielen aus den selbst erlebten Männer-Wochenenden ein Eindruck von der großen Bandbreite der Themen in der geschlechtsbewussten Arbeit mit Jungen und Männern vermittelt wird, aber auch der Kreis geschlossen wird, zwischen den zwei Bereichen der hier eingeführten Jugendarbeit und dem danach

folgenden Abschnitt über die Arbeit in und mit Familien unter dem Gesichtspunkt der Geschlechterproblematik.

Die exemplarisch ausgewählten Vertiefungsgebiete sollen die Anwendung geschlechtsbewusster Aspekte in der Praxis veranschaulichen, wobei auf verfügbare Fachliteratur aus der Sozialpädagogik zurückgegriffen wird. Die Standpunkte der jeweils rezierten Autor-/innen werden unter Rückbezug auf die eigenen im Studium und Praxis erworbene Kompetenz kommentiert, ergänzt und kritisiert.

Abschließend folgt, wie üblich für diese Art von wissenschaftlicher Arbeit, das Fazit. Darin werden die Hauptaussagen der Ergebnisse aus den einzelnen Kapiteln zusammengefasst beantwortet, als auch Handlungsempfehlungen und (An-)Forderungen für eine gelingende geschlechterbewusste Sozialarbeit gegeben.

Zusätzlich erfolgt eine eigene biografische Selbstreflexion, die nicht nur als zentrale pädagogische Handlungskompetenz (vgl. Graff 2008: 64) gesehen wird, sondern vorrangig die eigenen persönlichen Wahrnehmungen in der intensiven Auseinandersetzung mit dem Gender-Thema festhält.

Es folgt nun der erste Hauptteil mit der Analyse der 17 ausgewählten Begriffe im Gender-Kontext der Sozialen Arbeit.

### 3. Hauptteil

#### Begrifflichkeiten im Kontext Gender

Mit den hier folgenden und unter dem Gender-Aspekt erklärten Begriffen, begrenze ich das bearbeitete Feld und hebe die mir als besonders wichtig erscheinenden Bereiche hervor, um später den Fokus auf die ausgewählten Arbeitsbereiche der *Sozialen Arbeit* zu setzen.

#### 3.1 Feminismus und Frauenbewegung

Die Begriffe Feminismus und Frauenbewegung sind eng miteinander verbunden (vgl. Wallner 2011: 133), da sich aus dem Zusammenschluss von Frauen für den gemeinsamen Kampf gegen Ungerechtigkeiten und für mehr Gleichbehandlung zwischen den Geschlechtern, die Frauenbewegungen entwickelten. Aus diesem Grund betrachte ich sie zusammen, auch wenn der Feminismus innerhalb der Frauenbewegungen zu verschiedenen Zeitpunkten eine unterschiedliche Wertigkeit hatte (vgl. ebd.). Neben einer kurzen Abhandlung der Entstehungsgeschichte erwähne ich die Kernthemen der Frauenbewegung, weise auf noch heute bestehende Benachteiligungen zwischen den Geschlechtern hin und benenne die Errungenschaften für die feministische Mädchenarbeit.

Claudia WALLNER leitet Feminismus vom lateinischen Wort *femina* = Frau ab und bezeichnet damit einerseits die politischen Bewegungen als auch die Theorien und Gesellschaftskonzepte, die die Frauen betreffen. Sie verwendet mit Absicht die Mehrzahl, da es keine einheitliche (*die*) feministische Theorie gibt, ebenso, wie es nach der Analyse der Geschlechterverhältnisse unterschiedliche Ansichten darüber gibt, wie eine gleichberechtigte Gesellschaft aussehen soll (vgl. Wallner 2011: 132f.).

Geschichtlich gesehen gibt es zwei Frauenbewegungen in Westdeutschland, die eine bis zur NS-Zeit 1933 und eine zweite als Folge der Studierendenbewegungen Ende der 1960er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die auch die *Neue Frauenbewegung* genannt wird (vgl. Ehlert 2012: 9). In der Literatur spricht Morvarid DEHNAVI synonym von *einer langen Welle*. Ab den 1990er Jahren wird zusätzlich eine dritte Welle als *Globale Frauenbewegung* definiert (vgl. Dehnavi: 2016). Welche Tragweite die Frauenbewegungen für die Entwicklung des Berufs der Sozialen Arbeit hatten, bringt EHLERT auf den Punkt, denn sie sieht einen großen Einfluss dieser sozialen Bewegungen, sowohl für die Professionalisierung als auch für die Wissenschaft und die

Methodenentwicklung (vgl. Ehlert 2012: 9). Heutige Diskussionen über Geschlechterfragen haben somit ihren Ursprung in der damaligen Zeit, in der es vorrangig um die Überwindung von Benachteiligung und *Öffentlich-Machen* ging. Von EHLERT wird die feministische Mädchen- und Frauenarbeit näher betrachtet. Sie spricht konkret von Frauenzentren und Selbsterfahrungsgruppen in denen Themen wie weibliche Sexualität, Abtreibung, sexualisierte Gewalt, Gesundheit von Frauen und die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern im Zentrum standen (vgl. Ehlert 2012: 10). Mit dem Slogan: *das Private ist Politisch* (ebd.) wurde der leitende Gedanke der zweiten Frauenbewegung in dieser Zeit auf den Punkt gebracht. Mit Susanne MAURER kann solch ein gemeinsamer Kampf um Anerkennung allgemein als *Soziale Bewegung* beschrieben werden (vgl. Maurer 2005: 629).

Bis dato dominierte nach EHLERT eine bürgerliche Arbeitsteilung, die scheinbar selbstverständlich akzeptiert wurde. *Das Private* der Frauen umfasst Versorgungs- und Reproduktionsaufgaben, wie auch die Verantwortung für die Kindererziehung. Den Männern wurde *das Öffentliche* und die Berufswelt zugeschrieben. Diese Aufteilung stellte die Frauenbewegung in Frage und das Geschlechterverhältnis wurde zum Politikum. Sie bezeichnet es als den Kristallisationspunkt des Feminismus, der eine neue Politik mit der Forderung, nach Befreiung aus männlicher Herrschaft (vgl. Ehlert 2012: 40). Gleich welcher feministischen Strömung man die größten Errungenschaften zusprechen mag, Einigkeit besteht in folgender Aussage: „Feminismus setzt sich für eine gerechte Gesellschaft für *alle* Geschlechter ein“ (Schutzbach 2018: 12). Mit diesem einleitenden Satz wird in der Broschüre *Gender raus!* die Lanze für diese soziale Bewegung gebrochen und gleichzeitig auf die männliche Dominanz in vielen Berufsfeldern hingewiesen. Vor allem in führenden Positionen sind Männer immer noch überrepräsentiert. Auf dem GenderDatenPortal (GDP) der Hans-Böckler-Stiftung sind die Unterschiede zwischen Männern und Frauen in vielen Grafiken dokumentiert: Geringer entlohnt werden immer noch die Tätigkeiten in den Bereichen Pflege, Kinderbetreuung und Grundschulen. Mit der Wahrnehmung als *Frauenarbeit* besteht hier also faktisch eine Ungleichheit, und diesen Missstand kritisiert der Feminismus und fordert eine Umverteilung von Ressourcen und Macht (vgl. ebd.). Auf der folgenden Seite werden zwei anschauliche Grafiken zur Verdeutlichung abgebildet.

Frauen- und Männeranteil an den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten nach Berufssegmenten in **Deutschland** (2017), in Prozent

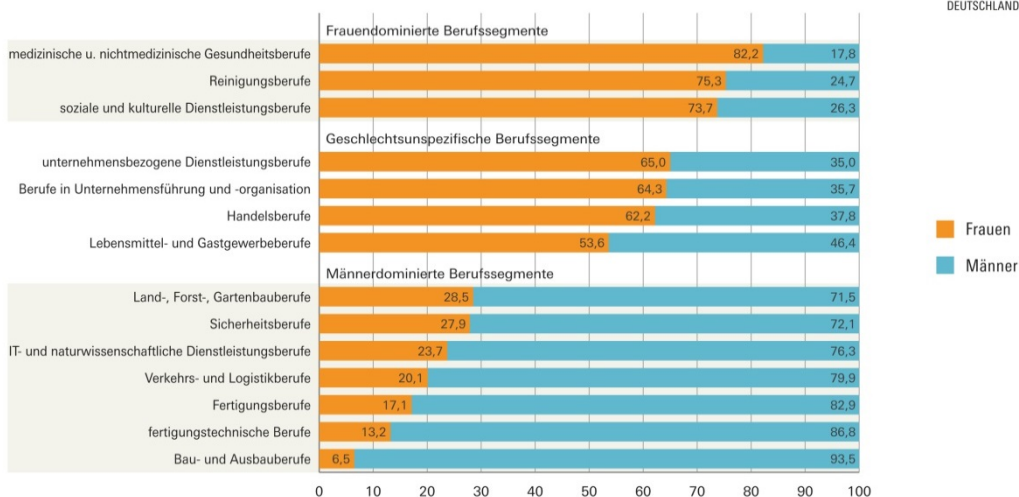
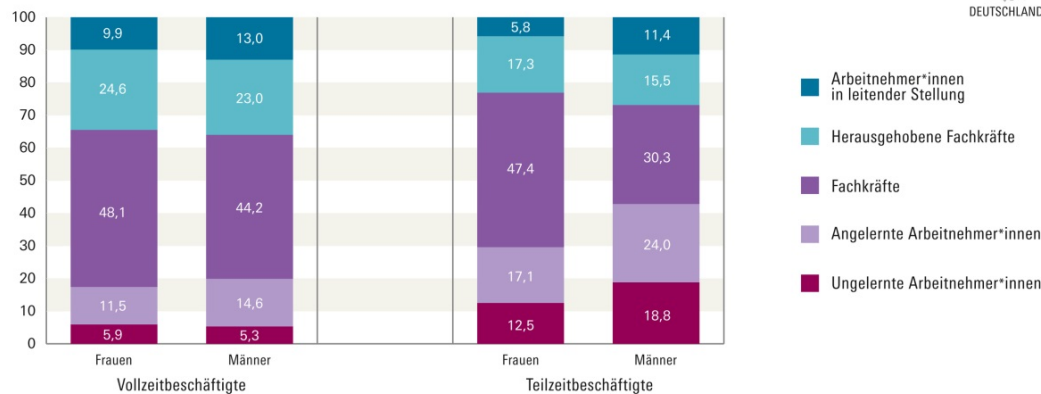


Abbildung 1: Horizontale Segregation des Arbeitsmarktes 2017 (vgl. WSI GenderDatenPortal 2019)

Hier ist deutlich zu sehen, dass sich in Deutschland sozialversicherungspflichtig Beschäftigte unterschiedlich auf die verschiedenen Berufe verteilen (vgl. WSI GenderDatenPortal 2019).

Vollzeit- und teilzeitbeschäftigte\* Frauen und Männer nach Leistungsgruppen in **Deutschland** (2019), in Prozent



\* Die Teilzeitbeschäftigten umfassen hier keine geringfügig Beschäftigte.

Abbildung 2: Vertikale Segregation des Arbeitsmarktes 2019 (vgl. WSI GenderDatenPortal 2020).

Männer in Deutschland arbeiten deutlich häufiger als Frauen in einer leitenden Position. Besonders für Frauen in Teilzeit ist auffällig, dass fast 50 % der Fachkräfte teilzeitbeschäftigte sind (vgl. WSI GenderDatenPortal 2020).

Trotz der Unterschiede, wie z. B. die oben erwähnten unterschiedlichen Einkommenschancen zwischen Männern und Frauen, ist es wichtig zu erwähnen, dass Feminismus kein „[...] Kampf der Geschlechter *gegeneinander* [...]“ (Schutzbach 2018: 12, kursiv im Original, Auslassungen, P. A.) darstellt und durch die Bewegung auch keine Männer und Jungen benachteiligt werden (vgl. Schutzbach: 12f.). EHLERT meint hierzu, dass sie zu Unrecht dem Vorwurf der Männerfeindlichkeit ausgesetzt wurden, da sie – ganz ohne die Hilfe der Männer – lediglich ihre Solidarität untereinander, als ausreichende Kraft für ihre Veränderungsbestrebungen einte (vgl. Ehlert 2012: 10).

Im folgenden Teil werden die Auswirkungen der Frauenbewegung auf die Soziale Arbeit betrachtet.

Der Frauenbewegung wird von GRUBER & FRÖSCHL die Leistung zugesprochen, dass sie nicht nur prägend für die Entstehung des Berufs *Soziale Arbeit* war, sondern vor allem dafür zu würdigen ist, dass geschlechtshierarchische Strukturen ins Bewusstsein rücken und eine Notwendigkeit entsteht, geschlechtsspezifische Themen der Sozialarbeit zu betrachten. Damit soll verhindert werden, dass männlich geprägte Theorieansätze weiterhin die Basis für die praktische Arbeit bilden (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 285).

Mit der einsetzenden männlich konnotierten Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit ab den 1970er Jahren wurden auch die Auseinandersetzungen mit frauenspezifischen Ansätzen aus der Neuen Frauenbewegung vorangebracht. Feministinnen brachten Themen von benachteiligten Frauen an die Öffentlichkeit, ebenso fanden Gewalt an Frauen und sexueller Missbrauch so eine Bewusstmachung in der Gesellschaft (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 291f.). GRUBER & FRÖSCHL stellen fest, dass es aus der Sicht der Frauen wichtig war, ihre Benachteiligung in der Gesellschaft deutlich zu machen, womit sie jedoch auch zur Fixierung ihrer angestammten Frauenrollen beitrugen. Ebenso erfuhren das tradiert bipolare Geschlechterverhältnis eine Bestärkung. Mit dem Begriff *Geistige Mütterlichkeit* wird dazu auf die Geschichte der Sozialen Arbeit und die latenten Motive verwiesen (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 292). Im Kapitel 4 wird der Begriff noch einmal erläutert und gezeigt, welche zugeschriebenen Eigenschaften und Kompetenzen ihm zugrunde liegen. Für die methodische Arbeit mit geschlechtsbewussten Ansätzen ergeben sich nach EHLERT folgende Begriffe, die aus den Emanzipationsbestrebungen hervor



gingen: Mit den Schlagwörtern Parteilichkeit, Betroffenheit, Ganzheitlichkeit und mit den Stärken von Mädchen und Frauen arbeiten ist der Kern des Ansatzes einer feministischen Sozialen Arbeit beschrieben, wie sie aus der zweiten Frauenbewegung empor ging (vgl. Ehlert 2012: 44f.).

### ➤ **Zwischenfazit Feminismus und Frauenbewegung**

Durch die soziale Bewegung der Frauen wurde ein Problem im Geschlechterverhältnis in unserer Gesellschaft sichtbar gemacht und hat es damit auf die Tagesordnung von Politik und Soziale Arbeit gesetzt, mit dem Ziel auf eine Geschlechter- und Chancengleichheit. Ich sehe für die Soziale Arbeit, neben dem Mandat am Klienten bzw. an der Klientin auch einen politischen Einmischungsauftrag, ähnlich wie es auch Silvia STAUB-BERNASCONI in ihrem *Triple-Mandat* der Sozialen Arbeit für die Klient/-innen, die Profession und die Sozialpolitik fordert (vgl. Staub-Bernasconi 2008: 22). Zudem gelten die Ansätze von Betroffenheit, Ganzheitlichkeit und mit den Ressourcen der Klient/-innen zu arbeiten auch heute noch. Der Begriff Parteilichkeit wäre grundsätzlich auch für beide Geschlechter ein generell guter Ansatz, jedoch ist er durch die (feministische) Mädchenarbeit bereits *besetzt* (vgl. Winter 2011: 309) und hat sich somit in der Jungenarbeit auch nicht durchgesetzt. Olaf JANTZ führt dies ebenfalls auf die fehlende theoretische Entwicklung aus der pädagogischen Arbeit mit Jungen und Männern zurück, weshalb Parteilichkeit als Schlagwort keine praxisrelevante Verankerung findet (vgl. Jantz 2003: 63).

Da ein emanzipatorisches Moment im Feminismus und den Frauenbewegungen schon angesprochen wurde, folgt nun das Kapitel darüber.

## 3.2 Emanzipation

Da die Mehrheit mit dem Begriff der Emanzipation, nur die Forderungen aus den Frauenbewegungen verbinden und *Emanze* als abwertende Umgangssprache (vgl. Duden 2004) verwendet wird, erscheint mir die Aufnahme hier unter dem Gender-Fokus als angebracht. Ich nehme die Erklärung des Begriffs Emanzipation über zwei Ebenen vor: Die erste Ebene als eine politische und die zweite Ebene als menschliche Befreiung (vgl. Böhnisch/Schröder 2007: 178). Mit der anschließenden Analyse formuliere ich daraus einen möglichen Auftrag für eine *Soziale Arbeit*, die auch Geschlechterverhältnisse in den Blick nimmt.

Die erstgenannte Bedeutung, im Sinne von Einfordern von Rechten aufgrund einer Zugehörigkeit zu einem Staate spielt in dieser Diskussion eine

untergeordnete Rolle. Im Duden für Fremdwörter findet man auch zwei Bedeutungen, inklusive Gender-Perspektive durch die aufgeführte Klammer:

„E|man|zi|pa|ti|on die; -, -en <lat.; »Freilassung«>: 1. Befreiung aus einem Zustand der Abhängigkeit; Verselbstständigung. 2. rechtliche u. gesellschaftliche Gleichstellung (der Frau mit dem Mann)“ (Duden 2005 [CD-ROM])

Jedoch ist die Befreiung aus alltäglichen Zwängen bzw. Unterwerfungen mit dem Ziel mehr Autonomie zu erhalten (vgl. Böhnisch/Schröer 2007: 178) keineswegs nur eine Sache, die Frauen betreffen könnte. Susanne MAURER schreibt zur Frage nach der Emanzipation, dass dies vor allem bedeutet, „[...] sich mit den *Herrschaftsaspekten des sozialen Lebens* zu befassen [...]“ (Maurer 2005: 373, kursiv im Original, Auslassungen, P. A.) und sich ebenso „[...] mit Befreiungsversuchen wie mit Verhältnissen der Unfreiheit [...]“ (ebd., Auslassungen, P. A.) auseinanderzusetzen. Sie spricht dabei gerade auch die Soziale Arbeit an, die sich als *emanzipatorisch* verstehe bzw. „[...] als *Medium der Emanzipation*“ [...] (ebd., kursiv im Original, Auslassungen, P. A.) und erwähnt als wichtige Dimensionen der inneren Veränderungsprozesse die Zielrichtung *Selbstbestimmung*, *Selbstverwirklichung*, zugleich auch *Mündigkeit* und *Autonomie*. Sie beschreibt dabei das Feld der Einflussmöglichkeiten und der Einflussnahme als paradox und widersprüchlich (vgl. Maurer 2005: 373f.). Mit dem Rückgriff auf KANTS kategorischen Imperativ (vernunftbegabtes und mündiges Wesen) wird deutlich gemacht, dass es darum geht sich „[...] *aus Abhängigkeiten aller Art* [...]“ (Maurer 2005: 373, kursiv im Original, Auslassungen, P. A.) zu befreien, „[...] ohne anderen zu schaden [...]“ (Maurer 2005: 375, Auslassungen, P. A.).

„Emanzipation ist demnach ein immer wieder neu zu hinterfragender, neu zu bestimmender Impuls und Prozess, der sich »irgendwo« zwischen Alltagszwängen und Befreiungsräumen ereignet und entfaltet, der versucht, die bislang ungenutzten Möglichkeiten eines besseren Lebens und größerer Autonomie auszuloten und zu realisieren.“ (Maurer 2005: 377)

Hier findet sich schon Hans THIERSCHS Lebenswelt- und Alltagskonzept wieder, das die Adressat/-innen der Sozialen Arbeit in den Fokus nimmt und auf deren Ressourcen und Selbsthilfemöglichkeiten setzt (vgl. Maurer 2005: 378). MAURER sieht in THIERSCHS Alltagsbezug in der Sozialpädagogik eine Verbindung zur Frauenforschung. Sie beschreibt diese Art des Denkens als ein Ineinandergreifen von Handeln und Struktur, wie es auch die Frauenforschung entwickelte (vgl. Maurer 2005: 379). Wie mehrdeutig und subjektiv anders gelagert Emanzipation für jede Frau sein kann, verdeutlicht MAURER mit einem Zitat von Ulla BOCKS

1988 erschienenem Werk *Androgynie und Feminismus*: „[Denn sie, Erg. P. A.] ist keine definierbare Größe, sondern Leitmotiv eines permanent engagierten Lebens, in dem das Bemühen um eine Loslösung aus unwürdigen Zwängen und Abhängigkeiten im Mittelpunkt steht. Emanzipation kann somit [...] eine jeweils spezifische Akzentuierung gewinnen und kann für ein und dieselbe Frau sich heute in etwas anderem erweisen als morgen“ (Bock 1988, zit. in. Maurer 2005: 380). Zusammenfassend und auch mit Gültigkeit auf die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse, lässt sich Emanzipation nach MAURER als einen Begriff beschreiben, der einerseits aufgrund seiner Geschichte symbolische Kraft besitzt, aber von dem ausgehend, auch problematische Verhältnisse angeprangert und politisch veröffentlicht werden können. Die *Soziale Arbeit* könnte demnach auch zur Klärung von Problemlagen von Klient/-innen und zu ihrer Selbstbefreiung beitragen. Hierzu kann sie reflexive Räume eröffnen und Interessen, Bedürfnisse bzw. Anliegen der Adressat/-innen öffentlich artikulieren (vgl. Maurer 2005: 381).

#### ➤ **Zwischenfazit Emanzipation**

Wird, wie hier beschrieben, Emanzipation als ein Werkzeug zur Reflexion und zur Aufmerksamkeit machenden Möglichkeit verstanden, die auf die innere Kraft der Individuen setzt, so können darauf auch aktuelle Ansätze in der *Sozialen Arbeit* aufbauen. Zu nennen ist hier der *Empowerment-Ansatz* als Beispiel zur Selbstbefähigung der Klient/-innen, aber auch jede andere Intervention oder Unterstützungsleistung, die auf die vorhandenen Ressourcen der Klient/-innen aufbauen. Hierzu können auch die zeitweiligen Schon-, Schutz- und Erfahrungsräume (bspw. Mädchenhäuser, Jungen-Treffs) gehören (vgl. Krisch/Stoik/Benrazougui-Hofbauer/Kellner 2011: 51).

### 3.3 **Frauen- und Geschlechterforschung**

In diesem Abschnitt behandle ich die Segregation in der Wissenschaft zwischen Männern und Frauen. Ich halte die Errungenschaften der Geschlechterforschung für die Professionalisierung der Sozialen Arbeit fest und diskutiere die Probleme des Transfers von Geschlechterwissen in die Praxis.

Das wissenschaftliche Personal an Universitäten und Fachhochschulen in Deutschland ist heute noch zum großen Teil eine Männer-Domäne. Um die Entwicklung der Marginalisierung der Frauen in der Wissenschaft deutlich zu machen, reicht ein Blick auf die Daten des Statistischen Bundesamtes. EHLERT

nimmt dazu das Jahr 2009 als Basis. Der Anteil aller Professorinnen an deutschen Hochschulen lag bei 18 Prozent (7267 Frauen; 32544 Männer), verglichen mit dem Jahr 1999 stellte sie fest, dass es damals nur 9,8 Prozent waren (vgl. Ehlert 2012: 10). Ich konnte für das Jahr 2018 einen Frauenanteil bei Professuren in Deutschland von 24,7 Prozent feststellen. Das sind 36224 Männer gegenüber 11904 Frauen (vgl. Statistisches Bundesamt 2019). Die folgende Grafik zeigt noch aktuellere Vergleichszahlen für die gesamte Verteilung der Professor-/innen und die Verteilung in den Geisteswissenschaften im Besonderen.

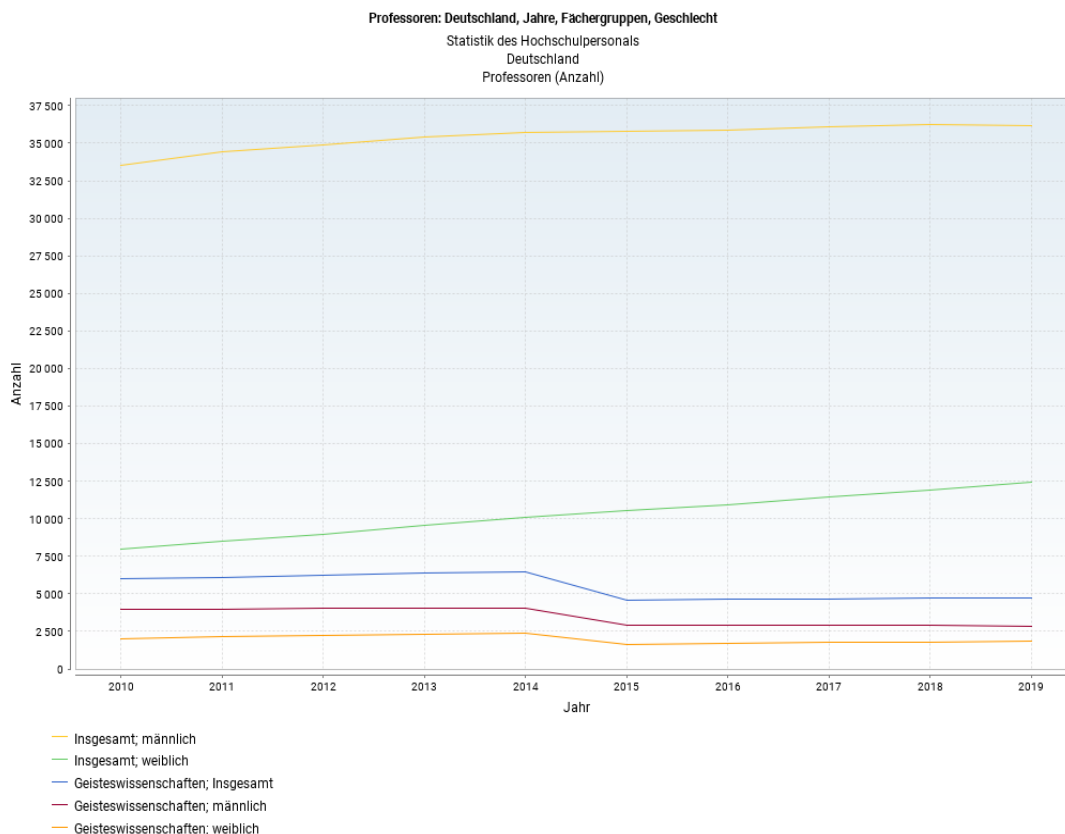


Abbildung 3: Verteilung Professor-/innen nach Geschlecht (vgl. Statistisches Bundesamt 2021)

Es ist in der Grafik zwar ein stetiger Zuwachs, aber noch keine Ausgeglichenheit, zu erkennen. In den Geisteswissenschaften ist der Unterschied nicht so groß, aber von einer Gleichverteilung zwischen weiblichen und männlichen Angestellten noch weit entfernt.

In den naturwissenschaftlichen Fächern finden Fragen zu Machtstrukturen, sozialen Bedingungen, Gewalt und Erziehung oder gesellschaftliche Normen keinen Platz und als zusätzliches Problem der vorherrschenden Wissenschaft kann festgestellt werden, dass sie einseitig stattfindet, denn in den Fokus kommen meist nur die Geschichte und das Leben

von Männern. Daher soll mit der Frauen- sowie der Geschlechterforschung als auch den Gender Studies eine Ergänzung geschaffen und zu mehr Objektivität beigetragen werden (vgl. Schutzbach 2018: 16). Entgegenen kann man hier, dass die angesprochenen Themenfelder explizit sozial- bzw. geisteswissenschaftliche Themen sind, die in naturwissenschaftlichen Disziplinen wie bspw. der Physik nicht bearbeitet werden. Auch zur männerdominierten Geschichte kann angemerkt werden, dass das so sein muss, da in den meisten Gesellschaften der vergangenen Jahrhunderte Männer die äußere Sphäre dominierten, bzw. die meisten Personen des öffentlichen Lebens Männer waren (vgl. Koriouth 2021). EHLERT formuliert, welche Kritik aus der Frauenforschung an die restliche Wissenschaft gerichtet ist. Es herrsche ein ausgeprägter Androzentrismus, der Mann gelte als Maßstab und beanspruche dennoch Allgemeingültigkeit für die gesamte Wissenschaft. Anstelle von Frauenforschung wird seit der 1990er Jahre zunehmend von Geschlechterforschung gesprochen. Zeitgleich entwickeln sich auch etliche Strömungen die der Männlichkeitsforschung zugeschrieben werden können (vgl. Ehlert 2012: 12).

Um der Frage nachzugehen, wie ein Transfer aus der Wissenschaft in die Praxis erfolgen kann, sieht EHLERT einige Schwierigkeiten. So lassen sich drei Formen von Geschlechterwissen unterscheiden, die eine Vermittlung aus den Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung in die soziale Praxis so schwierig machen (vgl. Ehlert 2012: 117f.):

1. Das wissenschaftliche Wissen (oft komplex, schwer verständlich und teilweise dem Alltagswissen entgegenstehend).
2. Das Alltagswissen als Erfahrungswissen und Basis für kontextspezifisches Handeln.
3. Die Gender-Expertise für politisches und praktisches Wissen und Handeln (Vermittelt durch Gender Trainings).

Auch wenn diese Wissensbestände nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden sind, können sie zumindest zur Analyse eines Diskurses hilfreich sein. Der Blick auf die unterschiedlichen Wissensbestände zeigt auch die Begrenztheit von Wissen oder deckt Strukturen auf. EHLERT sieht so zumindest eine Lösung des Problems in der weiteren Aus- und Weiterbildung von *Genderkompetenz* durch Gender Mainstream als auch durch Qualifikation von Pädagoginnen und Pädagogen sowie Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern. Hierzu zählt die Sensibilisierung, Einstellungsveränderung, reine

Wissensvermittlung aber auch Methodenkompetenz, wie sie auch schon in einigen Modellprojekten, Konzeptionen an Hochschulen oder Instituten der Fort- und Weiterbildung zu finden sind (vgl. Ehlert 2012: 121f.).

Aus der Geschlechterforschung stammt der *Differenztheoretische, Sozialkonstruktivistische* als auch der *Diskurstheoretische Ansatz*, der auch dekonstruktivistisch genannt wird. Im Kapitel 3.10 Doing Gender führe ich den Ansatz der sozialen (De-) Konstruktion von Geschlecht weiter fort.

### ➤ **Zwischenfazit aus der Frauen- und Geschlechterforschung**

Geschlechterdifferenzen als Segregation des Arbeitsmarktes sind auch in der Wissenschaft zu spüren. Ein umgedrehtes Bild des Geschlechterverhältnisses zeigt sich leider in den Zahlen der Studierenden. Der Ruf nach mehr Männern, kann demnach vor allem für die Aufnahme des Berufs als Sozialarbeiter, als auch für die Aufnahme eines Studiums in den Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften, aber auch für die Bereiche Medizin, Gesundheit und Pflege oder auch Biologie und Ernährungs- und Haushaltswissenschaften gelten (vgl. Rose/May 2014: 11). Für die Professionalisierungsdebatte und für den Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit muss weiter am *Gender Mainstream* (siehe Kapitel 3.6) festgehalten werden, um so Genderkompetenzen stärken zu können. Zudem fordert Ernst-Uwe KÜSTER schon seit Jahren Orte, um den Dialog zwischen Wissenschaft und sozialpädagogischer Praxis zu vertiefen (vgl. Küster 2001: 5). Für eine weitergehende Forschung wären von Interesse, die Motivation, Zugänge und die Situation männlicher Fachkräfte in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern zu erheben.

## 3.4 Gender vs. Sex

Um die Dimensionen der Geschlechtszugehörigkeit näher zu betrachten erachte ich diese Unterscheidung als wichtig für die Gender-Debatte. Ich werde die Herleitung der Begriffe kurz erklären und die Verwobenheit mit dem geschlechtlichen Körper, dem Habitus und der Identität aufzeigen.

Das aus dem Englischen stammende Wort *Gender* bezieht sich auf das Soziale Geschlecht, wogegen sich *sex* nur auf das Biologische bezieht (vgl. Enders-Drägässer 2008: 1). Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender hat in der feministischen Tradition seit den 1970er Jahren ihren Stellenwert erhalten. Nur so konnte klargemacht werden, dass es nicht natürlich ist, nur durch die biologische Ungleichheit auch eine soziale anzunehmen. Mit ihr fing die

Diskussion über Abhängigkeits- und Machtstrukturen an, die so scheinbar implizit in der Geschlechterfrage verwoben sind (vgl. Brandes 1998: 30).

In den Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften hat sich diese Unterscheidung heute weitgehend durchgesetzt. Damit kann zwischen den gesellschaftlichen/kulturellen und natürlichen Dimensionen der Geschlechtszugehörigkeit unterschieden werden. GRUBER & FRÖSCHL erwähnen dabei auch die externe Zuschreibung von Eigenschaften, Aufgaben oder Tätigkeiten und die damit verbundenen Erwartungen. (vgl. Gruber/Fröschl, 2001: 13). Führt man die angesprochene Idee der Übernahme von zugeschriebenen Eigenschaften weiter, so gelangt man zum in den Körper eingeschriebenen und sich fortwährend verändernden Habitus-Konzept. Mit BOURDIEU gesprochen, kann man sagen, dass der Habitus, das Ergebnis der Lebenswelt ist. SCHÜTZ & LUCKMANN definieren den Begriff der Lebenswelt so:

„Die Lebenswelt ist weder meine private Welt noch deine private Welt, auch nicht die meine und die deine addiert, sondern die Welt unserer gemeinsamen Erfahrung.“  
(Schütz/Luckmann 2003: 109)

Mit der Einführung von *sex* und *gender* erhoffte man sich eine Lösung der natürlich begründeten Geschlechterdifferenzfrage. Jedoch findet sich in Judith BUTLER, eine Vertreterin des Dekonstruktivismus, die nachweisen konnte, dass *sex* ebenfalls eine kulturelle Konstruktion sei, die wiederum auf die Zweigeschlechtlichkeit verweise, weshalb sie eine theoretische Lösung vom Geschlechtskörper und Identität, sowie eine Entkoppelung zwischen *sex* und *gender* forderte. Dafür erhielt sie jedoch scharfe Kritik, da es im Alltagsverständnis nicht durchführbar sei (vgl. Rose 2011: 83f.). Eine Loslösung vom jeweiligen Körper kann nicht erfolgen. Dem Körper an sich spricht Holger BRANDES eine grundlegende Funktion der sozialen Kommunikation und Ausdrucksmittel zu. Man denke dabei an Gestik, Mimik und Körperhaltungen, mit denen wir Nähe oder Ablehnung ausdrücken, Beziehungen knüpfen oder abbrechen können. Besonders hebt er hervor, dass der Begriff des sozialen Habitus, ähnlich wie mit dem Körper die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe zum Ausdruck gebracht wird (vgl. Brandes 1998: 36f.). Zu berücksichtigen sei nach GRUBER & FRÖSCHL, dass biologische Geschlechtszugehörigkeit von verschiedenen Interpretationen abhängig sei (vgl. Gruber/Fröschl, 2001: 13).

➤ **Zwischenfazit Gender vs. Sex**

Das Wissen über die Konstruktion von Geschlecht und darin enthaltenen Macht- und Hierarchiestrukturen gehört heute zum Professionalitätsmerkmal Genderkompetenz und wird als Schlüsselqualifikation betrachtet. Darüber hinaus setzt sich Genderkompetenz aus den drei Elementen Wissen (Theorie), Können (Praxis bzw. Anwendung) und Wollen (Einstellung bzw. Bereitschaft) zusammen (vgl. Böllert/Karsunky 2008: 7).

### 3.5 Gender Mainstream

Ich betrachte den Ansatz des Gender Mainstreams als Kernthema in der Diskussion um Gendergerechtigkeit, Geschlechterdifferenzen und Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männer in der Gesellschaft sowie auf institutioneller Ebene. Ich lege die Anfänge des Gender Mainstreams dar, zeige die Weiterentwicklung zu einer Geschlechterpolitik auf und halte die Grundsätze für die Implementierung in Organisationen fest. Mit einer Kritik unter dem Gesichtspunkt der zunehmenden Ökonomisierung der Arbeitswelt schließe ich diesen Abschnitt ab und zeige anhand der Definition von Genderkompetenz, wie Gender Mainstream als Querschnittsaufgabe weiter zu entwickeln ist.

Männer und Frauen waren im 19. Jahrhundert als grundlegend verschieden angesehen. Offenkundig vor allem auf der biologischen Grundlage und in rechtlichen Gesetzen damit auch abgesichert, wodurch die Gleichstellungsaufgabe sich erst im 20. Jahrhundert langsam zu etablieren begann. Von da an soll den Geschlechterdifferenzen mehr und mehr eine Gleichwertigkeit beigemessen werden (vgl. Ehlert 2012: 109). Erst seit 1949 ist die Gleichberechtigung von Männern und Frauen in Artikel 3 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland (BRD) festgeschrieben und im selben Jahr beschließt auch der Volkskongress der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) eine ähnliche Formulierung in Artikel 7 ihrer Verfassung. Allerdings dauerte es noch eine ganze Weile, bis sich 1957 mit dem ersten Gleichberechtigungsgesetz einige gesetzlich festgeschriebene Benachteiligungen von Frauen sich auflösten. Vor allem mit der Reform des 1977 verabschiedeten Ehe- und Familienrechts war die scheinbar *natürliche* Arbeitsteilung in der Hausfrauen-Ehe aufgehoben. Frauen durften auch ohne die Fürsprache des Ehemanns selbst über Wohnsitz oder die Aufnahme einer Erwerbsarbeit entscheiden (vgl. Ehlert 2012: 110f.). In der DDR sollte die Gleichbehandlung von



Männern und Frauen über Erwerbsarbeit als gesellschaftliche Teilhabe erreicht werden. Hierzu gibt es öffentliche Ganztagesangebote für die Betreuung von Kindern jeden Alters, um die Existenzsicherung beiden Partnern zu ermöglichen. Eine damit einhergehende Doppelbelastung der Frau oder wie die Arbeitsaufteilung in der Familie geregelt wurde, wurde auch nach der Wendezeit 1989 wenig diskutiert (vgl. Ehlert 2012: 111). Die Diskussion darüber, sowie die Betrachtung der Verhältnisse und die Integration der Jugend unter dem Einfluss der Transformationsprozesse der Wendezeit wurde wissenschaftlich durchaus von ANDRESEN & Kolleg-/innen beleuchtet. Sie sprechen von nachhaltigen intra- wie auch intergenerationalen Erfahrungszusammenhängen mit spezifischen Bedingungen, Schwierigkeiten und Problemsituationen (vgl. Andresen et al. 2003: 9; vgl. Andresen et al. 2003: 15ff.).

Die Bundesregierung hat in den Jahren 2001 bis 2003 das Thema *Gender Mainstreaming* implementiert. Hierzu gab es eine Begleitforschung. Die Ergebnisse findet man in einem Hypertext *Wissensnetz* aus dem Jahr 2003 (vgl. Enders-Drägässer 2008: 1). Auf einen Satz gebracht ist unter Gender Mainstreaming eine Strategie zu verstehen, die die Gleichstellung aller Geschlechter zu fördern versucht. „Ziel ist es, Chancengleichheit als durchgängigen Aspekt in alle Politikfelder einzuziehen.“ (Schutzbach 2018: 6) Kritisiert wird an diesem Gleichheits-Ansatz von NENTWICH, dass zwar das Ziel der Chancengleichheit zwischen Frauen und Männern stimmt, aber die Norm, an der sich die Frauen zu orientieren hätten, sei nach wie vor männlich dominiert, sodass sich Frauen wie Männer zu verhalten hätten (vgl. Nentwich 2006: 3). Auch ENDERS-DRAGÄSSER rät dazu, frühzeitig in Gender Mainstreaming zu investieren. Das mag zwar teuer sein und benötigt Ressourcen, sie ist aber davon überzeugt, dass auf diese Weise, eine spätere Benachteiligung verhindert und Probleme aufgedeckt werden können (vgl. Enders-Drägässer 2008: 7). Trotz der vielen Vorteile des Konzepts, erscheint eine breite Akzeptanz nur schleppend voran zu kommen.

DÖGE & Kolleg-/innen erwähnen in der Auswertung zu ihrer Studie aus dem Jahr 2005 explizit die Sperrigkeit des Begriffs Gender-Mainstreaming und die damit verbundene Ablehnung und Vermittelbarkeit von Maßnahmen, die unter diesem Schlagwort in Unternehmen eingeführt werden sollen (vgl. Döge et al. 2005: 23). Trotz dieser Hindernisse, hält ENDERS-DRAGÄSSER daran fest, Gender Mainstream in Betriebe oder Abläufe zu integrieren, um Potenziale der

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter voll nutzen zu können. Dies kann durch eine direkte Erreichbarkeit von Qualifikations- und Kompetenzebenen realisiert werden. Muss eine soziale Benachteiligung erst später über Transferleistungen ausgeglichen werden, so kann dies zu Entsolidarisierungserscheinungen führen (vgl. Enders-Drägässer 2008: 7).

Ein Wechsel von der Gleichstellungspolitik für Frauen zur Geschlechterpolitik soll das Konzept des Gender Mainstreaming deutlich machen. Hierzu zählen auch andere Diskriminierungsgründe, wie sie 2006 im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) festgeschrieben wurden (vgl. Ehlert 2012: 112). Im Gesetz ist zu lesen, dass Rasse, ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion, Weltanschauung, Behinderung, Alter oder sexuelle Identität nicht zu Benachteiligungen führen darf (vgl. § 1 AGG 2006).

Auch ENDERS-DRAGÄSSER sieht die Öffnung auf alle Geschlechter als notwendig an. Die Geschlechterrollen verändern sich, wodurch aus früher klassischen Frauenproblemen sich nun auch Männerprobleme ergeben (vgl. Enders-Drägässer 2008: 2). Beispiele können die Vereinbarkeit von Kinderbetreuung mit Berufstätigkeit sein oder auch die soziale Absicherung durch Schwierigkeiten als Alleinerziehender.

Im Jahr 1999 verpflichtet die Europäische Union (EU) ihre Mitgliedsstaaten, Gender Mainstreaming in Landespolitik zu integrieren und als Staatsaufgabe in allen öffentlichen Verwaltungen zu verwirklichen (vgl. Ehlert 2012: 113). Gleichstellungsbeauftragte sollen vor allem im öffentlichen Bereich Diskriminierung im Handeln der Politik, Behörden und Institutionen vorbeugen. Ebenfalls sollen alle Entscheidungen und Strukturen daraufhin geprüft werden, welche Auswirkungen sie auf die betroffenen Menschen und ihrer Lebenssituation haben (vgl. Schutzbach 2018: 6). Abzugrenzen ist Gender-Mainstreaming von dem Begriff des *Gleichmachens*, denn es geht vornehmlich um die Geschlechtergerechtigkeit. Als Leitprinzip gilt auch das inzwischen völkerrechtlich anerkannte Diskriminierungsverbot. Es soll bewirken, dass Menschen „[...] *mehr Möglichkeiten* haben als das, was aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder ihres Geschlechts gesellschaftlich nahezu liegen scheint [...]“ (Schutzbach 2018: 7, kursiv im Original, Auslassungen, P. A.). Um in der traditionellen Bildersprache der Geschlechter zu bleiben: Die neue Freiheit ermöglicht, dass Frauen nicht auf ihre Mutterrolle reduziert und dem Vater nicht automatisch die Ernährer-Rolle zugeschrieben wird. Genauso sollen die Wege

für Mädchen in die naturwissenschaftlichen Bereiche gefördert werden. Die Bedingungen in der Bildungslandschaft sollen so geschaffen werden, dass sich auch Jungen für soziale Berufe begeistern können und dürfen (vgl. ebd.). Mit der äußeren Erweiterung an Möglichkeiten gehen auch intrapersonelle Veränderungen einher.

Eine norwegische Studie aus dem Jahr 2014 von Øystein Gullvåg HOLTER bestätigt die positiven Wirkungen einer mehr gleichberechtigten und ökonomisch angeglichenen Gesellschaft auch für Männer, da diese bspw. weniger den Druck verspüren, Ernährer der Familie sein zu müssen (vgl. Schutzbach 2018: 13; vgl. Holter 2014). Um wieder zurück auf beide Geschlechter zu kommen, erwähnen GRUBER & FRÖSCHL noch kritisch, dass der Gender Mainstream aktuell eher als *Male-Stream* zu deuten ist, da die männlichen Ansichten und ihre Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht die Frauenperspektive oft vergessen lässt. Daher sei es umso mehr notwendig, strukturelle Benachteiligungen von Frauen aufzugreifen und sie in Theorie und Praxis einzubinden (vgl. Gruber/Fröschl, 2001: 16; vgl. Rose 2007: 32). Als Lösung für das Problem der Denkblockaden, die uns daran hindern einen doppelseitigen Genderbegriff zu verwenden, sollte man die Idee vom *Male-Stream* ad acta legen, denn darin werden Automatismen transportiert, die eine einseitige Betrachtung von Geschlecht forcieren (vgl. Rose 2007: 33).

Gender Mainstream kann auch eine Analyse- und Entwicklungsfunktion haben. Um Prozesse in Institutionen und Verwaltungen zu analysieren oder Organisationsentwicklung *gegended* zu betreiben soll mit der 3-R-Methode vorgegangen werden:

- ★ Wie sind die Geschlechter repräsentiert?
- ★ Welche Ressourcen kommen zum Einsatz?
- ★ Welche Realität in der alltäglichen Arbeit hat sich für Frauen bzw. Mädchen und Männer bzw. Jungen etabliert? (vgl. Ehlert 2012: 114)

Es kann so eine geschlechtsbezogene Bestandsaufnahme erstellt werden.

Eine weitere Kritik von EHLERT ist die zunehmende Rationalisierung und Ökonomisierung von Humanressourcen, was wiederum die Gefahr birgt, dass Frauen und Mädchen Benachteiligung erfahren. Dies können Verteilungskämpfe um die gleichbleibenden Mittel bspw. in der Jugendarbeit und Jugendhilfe sein, denn nun sollen ja gleichermaßen beide Geschlechtergruppen Berücksichtigung finden. Ebenso läuft der zunehmende Blick auf die Unterschiede zwischen den

Geschlechtern in die Gefahr, diese Differenzen geradezu festzuschreiben und zu reproduzieren, wodurch das Gegenteil von dem gemacht wird, was *Gender Mainstreaming* bewirken soll. Zu erwähnen ist noch der Effizienz-Gedanke, denn sowohl Diversity-Management als auch Gender-Mainstream, wollen die Potentiale der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Organisation besser nutzen (vgl. Ehlert 2012: 115). Über spezielle Gendertrainings soll das Geschlecht als Humanressource begriffen und vermittelt werden, um so bei Managementprozessen oder Organisationsentwicklungsaufgaben die Vorteile der geschlechtlichen Disparitäten zu nutzen (vgl. Ehlert 2012: 120f.). Die bereits oben erwähnte Kritik des Gender-Mainstreamings wird hier besonders deutlich. Trotz aller Kritik bleibt EHLERT aber bei ihrer Forderung:

„Dennoch gilt die Fort- und Weiterbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur Entwicklung von Genderkompetenz als ein Kernstück des Gender Mainstreaming. Genderkompetenz wird in diesem Zusammenhang auch als Qualifikation für Pädagogen/Pädagoginnen und Sozialarbeiter/innen gefordert.“ (Ehlert 2012: 121)

Auch Irina BOHN stellte im Gespräch mit zahlreichen Fachkräften aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit fest, dass der Begriff Gender Mainstream zwar schlecht gewählt ist, aber alternativlos sei (vgl. Bohn 2002: 80). Gender Mainstreaming wird als Querschnittsaufgabe beschrieben, die als Leitprinzip neben Politik und Verwaltung auch nicht vor der Kinder- und Jugendhilfe (KJH) halt machen darf. BOHN spricht von einem Prozess, der systematisch angelegt ist, um bei beteiligten Institution sowohl eine Sensibilisierung als auch eine (Um-) Orientierung zu erreichen. Ziel muss es sein, das unterschiedliche Aufwachsen von Mädchen und Jungen durch die KJH objektiv zu analysieren und in eine Jugendhilfeplanung einfließen zu lassen (vgl. Bohn 2002: 5ff.). Da bis ins Jahr 2000 vorrangig über Mädchen- bzw. Frauenförderung nachgedacht und dazu gehandelt wurde, erweitert der eigentliche Sinn des Gender Mainstreamings die Gleichstellungspolitik um weitere Handlungsfelder. Vor allem die Erweiterung des Fokus, hin zu beiden Geschlechtern und dem Verhältnis zwischen ihnen, macht den Unterschied zum reinen Blick auf das Weibliche. Eine Abkehr vom defizitären Blick der Geschlechterverhältnisse eröffnet Handlungsfelder in allen politischen Themen. Nur so wird Gender Mainstreaming zur Querschnittsaufgabe. Zur Erreichung einer Geschlechtergerechtigkeit wird bei Entscheidungsträgern auf Dialog und Kooperationsfähigkeit gesetzt. Durch das nach oben delegieren wird Gender Mainstreaming nicht nur einem Ressort, sondern an Stellen aller Politikbereiche

übertragen, die planen, entscheiden und Maßnahmen umsetzen können. Erreicht werden soll damit eine nachhaltige und langfristige Strategie, die neben dem Denkkonzept auch Methoden liefert, um staatliches und politisches Handeln zu verändern (vgl. Bohn 2002: 80f.). Eine Kritik an dem so definierten Ansatz kam zu der Zeit vor allem von den Aktivistinnen der Mädchenarbeit, ist aber auch von der Jungenarbeit her zu denken, immer dann, wenn durch den Gleichstellungsgedanken es Gefahr läuft, die rein weibliche oder männliche Perspektive zu vergessen. Ebenso erwähnt BOHN, dass mit dem Ansatz Gender Mainstream weder eine Weiterentwicklung zur Geschlechter-Identität verfolgt würde, noch es etwas am hierarchischen Geschlechterverhältnis ändere (vgl. Bohn 2002: 81).

Der Ansatz des Gender Mainstreamings wird von ENGGRUBER ebenfalls als anspruchsvolles Konzept beschrieben, mit hohen Anforderungen an das Personal und die Organisation. Es erfordert bestenfalls ein Veränderungsmanagement, da sich bei der Umsetzung des Konzepts einige Veränderungen in den Entscheidungsprozessen, der interdisziplinären Kommunikations- und Kooperationsform und bei der persönlichen Kompetenzentwicklung ergeben (vgl. Enggruber 2001: 27). Dazu passt folgende Beobachtung. Diskurse zum Kompetenz-Begriff haben sich in den letzten Jahren inflationsartig verbreitet. Es findet sich bei Margitta KUNERT-ZIER eine umfassende Definition der Grundlage geschlechtsbewusster Pädagogik, die ich hier dennoch besonders erwähnen möchte, da alle wichtigen Ebenen enthalten sind. Grundannahme für *Genderkompetenz* ist die Haltung die Verschiedenheit der Individuen anzuerkennen (vgl. Kunert-Zier 2005: 72f.): Durch genaue Kenntnis und reflektierte Wahrnehmung von Geschlechtern, soll Genderkompetenz eine Fähigkeit sein, um im pädagogischen Alltag Methoden und Strategien zu entwickeln,

- ★ die hilfreich sind, um den Doing Gender Prozess von Individuen zu unterstützen,
- ★ die darauf abzielen, Optionen für beide Geschlechter zu erweitern,
- ★ die zur besseren Verständigung zwischen den Geschlechtern beitragen.

Als Ausdruck von Genderkompetenz und gleichzeitig Voraussetzung von Genderkompetenz werden von KUNERT-ZIER benannt:

- ★ reiches Vorhandensein an Genderwissen (Fachwissen),
- ★ genderbezogene Praxis- und Selbsterfahrung (Praxiskompetenz),

- ★ geschlechtsbewusste Reflexion zwischen männlichen und weiblichen Fachkräften mit dem Ziel von Genderdialogen (Selbstkompetenzen) (vgl. Kunert-Zier 2005: 281f; vgl. Kunert-Zier 2011: 154).

Der Entwicklungspsychologe Tim ROHRMANN kommentiert diese Aufzählung, zwar als im ersten Moment recht theoretisch, macht aber gleichzeitig Mut, dass man bei näherem Betrachten vielleicht feststellen kann, dass man bereits über mehr Genderkompetenz als gedachte verfügt (vgl. Rohrmann, 2012: 20).

### ➤ **Zwischenfazit Gender Mainstream**

Wie gezeigt wurde, bezieht die Strategie Gender Mainstream nicht nur die politischen und ökonomischen, sondern auch die sozialen, persönlichen und kulturellen Strukturen mit ein, und beschränkt sich dabei nicht nur auf die Verbesserung der Situation von Frauen. Barbara STIEGLER fordert für die Gleichstellung der Geschlechter, die Geschlechterperspektive in alle Entscheidungsprozesse einzubeziehen (vgl. Stiegler 2008: 20). Mit der Einbeziehung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) im Achten Sozialgesetzbuch (SGB VIII) ist auch der klare Auftrag für die Soziale Arbeit definiert, so dass bei der Umsetzung der Querschnittsaufgabe Gender Mainstream alle Beteiligten aufgefordert werden, Genderkompetenz zu erwerben bzw. zu vermitteln. KUNERT-ZIER bezieht darin auch ausdrücklich die Adressaten und Adressatinnen mit ein (vgl. Kunert-Zier 2005: 298f.). Ausdrücklich verweisen auch Regine BENDL und Christine WALENTA darauf, den Geschlechterbegriff zu erweitern, da die reine definatorische Trennung, die Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern (Dualität) nicht auflöst. Erst durch Bezugnahme der vorhandenen, bisher ausgegrenzten Sichtweisen von Gender Perspektiven, wie es in der *Queer Theory* ermöglicht wird, kann die Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit verhindert werden (vgl. Bendl/Walenta 2007: 77). Durch eine genderbewusste Soziale Arbeit können geschlechtsbedingte strukturelle Benachteiligungen individuell überwunden werden, so dass Adressat/-innen ein Zugewinn an Chancen und Optionen erleben können, die mit der Überwindung einengender Geschlechterzuordnungen verbunden sind (vgl. Kunert-Zier 2011: 156).

### 3.6 Gendern im Alltag?!

Unser Alltag konzentriert sich im Gegensatz zur Wissenschaft, hauptsächlich auf das gesprochene Wort. Auch in der Sozialen Arbeit mit Adressat/-innen wird der überwiegende Teil verbal vermittelt, wobei man in Kommunikation zueinander steht. Ich führe dazu das Kommunikationsmodell von Schulz von Thun ein. Mit konkreten Beispielen gehe ich darauf ein, welche Akzeptanz eine gendergerechte Sprache in der Gesellschaft hat und welche Aussagen durch entsprechende Wortwahl transportiert werden.

Über Kommunikation stehen wir im Austausch mit unseren Mitmenschen. Nach Paul WATZLAWICK & Kolleg-/innen kann man in sozialen Interaktionen nicht *nicht kommunizieren* (vgl. Watzlawick/Beavin/Jackson: 1996: 53), denn Sprache bildet nur einen möglichen Kommunikationskanal neben anderen. Betrachtet man einzelne Elemente im Prozess der Kommunikation, sind es die gesendeten und empfangenen Nachrichten die entsprechend verschlüsselt und wieder decodiert werden müssen. Dadurch können selbst einfach wirkende Sätze, jede Menge Informationen – quasi unter dem Radar enthalten. Von Friedemann SCHULZ VON THUN stammt die Idee mit den vier Seiten einer Nachricht: Die reine Sachinformation, eine Selbstoffenbarung, einen Beziehungshinweis und schließlich noch einen Appell (vgl. Schulz von Thun 1999: 14). Bei genauer Betrachtung seines Modells, gehört auch auf Seiten des Empfängers zusätzlich ein *Vier-Ohren-Modell* hinzu, welches die vier Seiten einer Nachricht aufnimmt, je nach Ausgeprägtheit seiner Ohren gewichtet und für sich interpretiert. Da alle vier Seiten gleichzeitig stattfinden, können die Gespräche je nach Priorisierung einer Seite sehr unterschiedlich verlaufen (vgl. Schulz von Thun 1999: 44f.). Die hier von Interesse spielende Wortwahl aus dem Gender-Kontext spiegelt dadurch nur eine Komponente wieder, die viel über Befindlichkeiten, Einstellungen und normative Wertung aussagen können.

Das sprachliche Gendern in unserer Alltagssprache ist noch nicht sehr verbreitet. Das generische Maskulinum, also der Gebrauch eines maskulinen Wortes für einen geschlechtsübergreifenden Begriff ist noch häufig vorzufinden. Dabei soll zwar das andere Geschlecht mitgedacht und mitgemeint werden, jedoch kann dadurch auch ungewollt ein gedanklicher Ausschluss erfolgen. Die Möglichkeiten des Gender-Stars bzw. Sternchens oder des Gender-Unterstrichs (Gender-Gap) bzw. Doppelpunkts (ist barrierefrei) – eine Norm gibt es dazu noch nicht – (vgl. Duden: Geschlechtergerechter Sprachgebrauch), wie sie von

immer mehr Organisationen im öffentlichen Raum verwendet werden, eignen sich nicht ad hoc für zwischenmenschliche Gespräche. Zwar kann mit etwas Übung eine sprachliche Pause eingelegt werden, oder man bemüht sich um eine geschlechtsneutrale Bezeichnung. Um sich in die Lebenswelt der möglichen Klient-/innen hineinzusetzen, kann es hilfreich sein, auch Massenmedien zu konsumieren, die keinen wissenschaftlichen Anspruch haben. Die folgenden Schilderungen stammen daher aus Leserbriefen und Kommentaren aus der Sächsischen Zeitung vom 3./4. April 2021. Darin kommen die Rezipienten direkt zu Wort: Die *Sächsische Zeitung* (SZ) stellte am 20. März die Frage, wie sie es mit dem Gendern halten soll und erhielt dazu einige Leserbriefe, die daraufhin auch veröffentlicht wurden. Dabei gehen die Meinungen stark auseinander. Die einen bedanken sich, dass das Thema des Genderns in der Zeitung thematisiert wird und sie sich als Lokalzeitung diesem Diskurs stellen (vgl. SZ 2021: 6, Christoph M. aus D.). Andere, wie Ingolf B. aus K., der die Frage aufwirft, ob das Thema Gendern nicht die gesamte Gesellschaft erreicht hat, sondern eher „der Gesellschaft von linken und studentischen Kreisen, von Überkorrekten, Feministinnen und Weltverbesserern aufgezwungen wurde?“ (SZ 2021: 6) denn er kenne keinen „Normalo“ der im normalen Leben gendert. Ein anderer droht gleich mit dem Kündigen des Abos, sollte sich die Sächsische Zeitung dazu entscheiden, künftig alles zu gendern und damit die deutsche Sprache mit neuen Wortungetümen zu verhunzen, denn wie er findet werden dadurch auch nur Männer und Frauen definiert, aber Kinder oder das dritte Geschlecht bleiben dabei trotzdem außen vor (vgl. SZ 2021: 6, Kurt W.).

Mit dieser Spannweite aus den Meinungen der hier zu Wort gekommener Leser, kann gezeigt werden, wie aufgeladen das Thema Gender in der Gesellschaft verankert ist, sei es nun aufgezwungen oder frei gewählt. Bestätigt werden auch zunehmende Angriffe gegen Gleichstellungspolitik, Feminismus, Geschlechterforschung und die sexuelle Selbstbestimmung aus Sicht der Heinrich-Böll- und Rosa-Luxemburg-Stiftung. Es wurde dazu eine thematische Broschüre herausgegeben. Sie enthält Anregungen, wie mit (rechts-) populistisch anmutenden Behauptungen umgegangen werden kann. Sie enthält auch Richtigstellungen von Falschaussagen, die das Eintreten für gesellschaftliche Freiheit und Selbstbestimmung erleichtern sollen (vgl. Schutzbach 2018: 1).



### ➤ Zwischenfazit Gendern im Alltag

Für eine professionelle Beziehungsgestaltung mit Klient-/innen bedarf es einer wertschätzenden Atmosphäre. Mit Hilfe des *Nachrichten-Quadrats* von SCHULZ VON THUN kann für eine gelungene Kommunikation gesorgt werden, die von persönlicher Transparenz, Verständlichkeit und von einer Ziel- bzw. Lösungsorientierung geprägt ist (vgl. Fischer-Epe 2002: 99). Es ist nicht davon auszugehen, dass Klient-/innen bzw. Adressat-/innen mit einer gendergerechten Sprache auftreten. Gerade Jugendliche verwenden bewusst abwertende, verletzende und geschlechterspaltende Kraftausdrücke, die es wahrzunehmen gilt. Ein Vorschlag von mir ist, das *Vier-Ohren-Modell*, um ein fünftes *Gender-Ohr* zu erweitern, um geschlechtersensible Aussagen besser identifizieren zu können. Je nach Kontext muss dann entschieden werden, ob eine Thematisierung notwendig, hilfreich oder womöglich wegen anderer akuter Problembeschreibungen hintangestellt werden sollte. Um diese Abwägung entscheiden zu können, ist die bereits erwähnte Forderung nach Genderkompetenz noch einmal zu betonen. Sie dient als eine Stütze der Professionalisierung zu einer gendergerechten Sozialen Arbeit.

### 3.7 Geschlecht als Strukturkategorie

Eine Gesellschaft kann durch Sozialstrukturanalyse untersucht und nach gesellschaftlichen Ungleichheitslagen bewertet werden. In modernen Gesellschaften gehören dazu das Alter, Geschlecht, Klasse bzw. Schicht, Kultur bzw. interkulturelle Zusammenhänge, aber auch Behinderung. Diese sozialen Ordnungen sind als historische Konstruktionen zu sehen, die sich verändern (vgl. Schildmann 2011: 109f.). Geschlecht gehört zu einer wichtigen Kategorie einer Sozialstrukturanalyse (vgl. Allmendinger 2011: 3). In diesem Kapitel spreche ich die durch die Strukturkategorie Geschlecht eröffneten Benachteiligungen und dichotomen Grundannahmen an.

Strukturen helfen zu ordnen. Allerdings können sie auch eine Wirkung auf den zu ordnenden Gegenstand selbst haben, bspw. wenn zu wenige Kategorien zur Auswahl stehen, oder sie das Denken und Handeln des ordnenden Menschen (Schubladen-Denken) beschränken. Auf das Thema Gender übertragen, bedeutet dies, dass wir spätestens direkt nach der Geburt damit anfangen, das Neugeborene in eine der beiden vorgegebenen bzw. wünschenswerten Kategorien zu sortieren (externe Zuschreibung) und das Baby

fängt ebenfalls an, als Akteur(in) sich aktiv an der Gender(re)konstruktion zu beteiligen (vgl. Rabe-Kleberg 2006: 101).

Mit den drei Dimensionen von Struktur (vgl. Kapitel 3.7), Konflikt (vgl. Kapitel 3.8) und Konstruktion (vgl. Kapitel 3.9) von Geschlecht, kann nach EHLERT in der Sozialen Arbeit näher auf das Thema Gender eingegangen werden. Die Theorien hinter den Dimensionen liefern unterschiedliche Ansätze, Reichweiten und Grenzen, helfen aber zu klären, worüber eigentlich gesprochen wird. EHLERT hält eine solche Differenzierung für notwendig, um besser hinterfragen zu können, welche Aussagen sich hinter dem Schlagwort Gender verbergen:

- ★ Über was soll gesprochen werden, wenn von *Gender* oder *Geschlecht* die Rede ist?
- ★ Welche Unterschiede werden zwischen den Geschlechtern wahrgenommen und wie können sie erklärt werden?

Die oben aufgeführten Fragen, so meint EHLERT, interessieren die Menschen, egal aus welchen Kulturen sie stammen. Dies geschieht in unterschiedlichen Epochen der Zeit sowie in einer Vielzahl von Wissenschaftsdisziplinen (vgl. Ehlert 2012: 13). Um deutlich zu machen, was sich hinter der Strukturkategorie Geschlecht verbirgt, führt EHLERT aus, dass es gesellschaftstheoretisch betrachtet ein Prinzip ist, um Hierarchiebildung oder gesellschaftliche Gliederung aufzuzeigen. Es können wiederkehrende Muster sein, die in Institutionen, auf dem Arbeitsmarkt, in der Aufteilung von Arbeit oder in der Familie zu finden sind. Das bedeutet, die Zugehörigkeit zur Kategorie Frau oder Mann bestimmt oder verhindert den Zugang zu verfügbaren gesellschaftlichen Ressourcen (vgl. Ehlert 2012: 15). Wie einleitend unter dem Punkt 3.1 *Feminismus und Frauenbewegung* anhand der Grafiken über die horizontale und vertikale Segregation des Arbeitsmarkts gezeigt, strukturiert sich dieser entlang des Geschlechts. Damit zeigt gerade der Arbeitsmarkt als Spiegel unserer modernen Leistungsgesellschaft die Ausprägungen dieses lebenslangen Ungleichgewichts. Durch die vorgegebene Arbeitsteilung der Erwerbsarbeit für den Mann und der Reproduktionsarbeit für die Frau geht auch eine ungleiche Wertschätzung der unterschiedlichen Tätigkeiten einher. Der Mann bekam seine marktübliche Entlohnung, aber für die Frau wurde nie etwas Vergleichbares eingeführt. Teilzeitstrukturen und das Aufbrechen der Ernährer-Norm des Mannes haben diese Strukturen zwar etwas gelockert, gehen aber mit anderen sozialen

Problemen einher (vgl. Schildmann 2011: 111). Als Beispiele können die Doppelbelastung der Frau, eine finanzielle Schieflage des Haushalts aber auch die Überforderung des Mannes durch die neuen Aufgaben benannt werden.

### ➤ Zwischenfazit Strukturkategorie Geschlecht

Wie gezeigt wurde, lohnt es sich, sich mit Strukturkategorien auseinanderzusetzen, da sie soziale Ungleichheitslagen produzieren. SCHILDMANN fordert zudem einen reflexiven und kreativen Umgang mit Heterogenität und die Beteiligten der Pädagogik dazu auf, Kenntnisse über die Entstehung von unterschiedlichen Lebensbedingungen zu erwerben, die durch soziale Ungleichheitslagen produziert werden (vgl. Schildmann 2011: 117). Eine grundsätzliche Sensibilisierung für die Mechanismen im Zusammenhang mit der Zuordnung zu einem Geschlecht wäre wünschenswert. Claudia VON WERLHOF sieht im Patriarchat die systematische Bedingung für unseren Kapitalismus (vgl. Werlhof v. 2010: 1). Allerdings muss hier eine Ergänzung zum Patriarchatsbegriff erfolgen, denn wie Claudia OPITZ-BELAKHAL zeigt, ist die Etymologie des Begriffs, durch die *Neue Frauenbewegung* mit der Verschiebung auf die Hierarchien unter Männern, deutlich politisiert worden. Um auf die Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern, aber auch unter Männern eingehen zu können, eignen sich die Begriffe Hegemonie, Unterordnung, Marginalisierung oder Komplizenschaft besser (vgl. Opitz-Belakhal: 2011: 314f; vgl. Budde 2005: 101; vgl. Kapitel 3.17 Hegemoniale und Marginalisierte Männlichkeit).

### 3.8 Konfliktkategorie Geschlecht

Mit dieser eröffneten Kategorie weise ich auf die Konflikte im Subjekt selbst hin. Ich zeige, dass sich Geschlecht als Konstruktion im Wechselspiel mit den äußeren Einflüssen als fortwährender Prozess vollzieht. Die Bewältigung und Übernahme obliegen der eigenen intrapersonlichen Leistung und schreiben die individuelle Biografie fort.

EHLERT betont die lebenslangen Aneignungsprozesse und Deutungsangebote, die zur Mann-Werdung oder Frau-Werdung führen. Die Entwicklung zur Frau oder zum Mann ist keine abgeschlossene Phase der Sozialisation, sondern vollzieht sich mit inneren Auseinandersetzungen von den Vorstellungen über Geschlecht und den äußeren Erwartungen der Gesellschaft an die eigene Person. Weibliche oder männliche Zuschreibungen, versteht sie als

kulturelle Angebote, die auf Ablehnung oder Akzeptanz stoßen können (vgl. Ehlert 2012: 30). Aus der Soziologie wird dies als Rolle bzw. als Rollen-Set verstanden (vgl. Prigge 2000: 541ff.). So können Erwartungen an eine Person, gleichzeitig unterschiedliche Bereiche abdecken, bspw. als Mann (Geschlechterrolle), als Arzt (Berufsrolle) oder als Torwart (Mannschaftsrolle). Es gibt demnach einen inneren (dynamischen) Balanceakt (vgl. Winter/Neubauer 2001: 33ff.), der ständig zwischen den äußeren Erwartungen und den subjektiven Wünschen verläuft. Hier kann es zu Spannungen und Konflikten kommen. Mithilfe des Modells *balanciertes Junge- und Mann-Sein* von WINTER & NEUBAUER kann hierzu methodisch gearbeitet werden, um Hilfe bei der Bewältigung anzubieten als auch Verständnis für die inneren Konflikte bei den Pädagog/-innen zu entwickeln (vgl. ebd.).

Mit einem Vergleich zur Biographieforschung versteht EHLERT diese Perspektive als Möglichkeit, die subjektiven Handlungsstrategien in den Blick zu nehmen. So kann Geschlecht analysiert werden, indem auf die biographischen Konstruktionen geschaut wird. Dabei spielen die geschlechterbezogenen Erfahrungen eine große Rolle. Die Konstruktion des eigenen Selbst ebenso, wie die Deutung von Geschlechterverhältnissen werden andauernd variiert, transformiert und reproduziert (vgl. Ehlert 2012: 31). Sie spricht damit die Veränderbarkeit der Selbst-Einschätzung und auch die Einstellung oder die Bewertung der eigenen Geschlechterrolle über die Zeit an. Die eigene Biografie, mit den geschlechterbezogenen Erfahrungen, kann so zur Ressource für eine Reflexion mit dem Thema Gender und dem eigenen Selbstverständnis dafür verstanden werden. Meine These wird dabei von Peter CLOOS gestützt, der wissenschaftlich erhoben hat, dass eine kritische Reflexion eigener biografischer Erfahrungen bereits im Studium zu einer Verunsicherung von alltäglichen Deutungsmustern führte und daraus ein professionelles Selbstverständnis der Sozialarbeit entwickelt werden konnte (vgl. Cloos 2008: 30ff.). Nach Barbara STAUBER können besonders an neuralgischen Übergängen in der Biografie, wie von der Schule in den Beruf, oder der Beginn einer Elternschaft, die Auswirkungen von Vorstellungen über Geschlecht (*gender-beliefs*) und die normierenden gesellschaftlichen Anforderungen beobachtet und begleitet werden (vgl. Stauber 2008: 142).

➤ **Zwischenfazit Geschlecht als Konflikt**

Ein Konflikt wie der hier beschriebene kann als Chance betrachtet werden. Nach der Einteilung von Stephan PROKSCH handelt es sich um einen inneren Konflikt, der das eigene Denken, Fühlen und Handeln beeinflusst. Lösbar sind solche Konflikte durch Gespräche (vgl. Proksch 2013: 7). Wie gezeigt wurde, kann durch einen reflektierten Dialog zu den eigenen geschlechtlichen Erfahrungen auch die eigene professionelle Rolle in den Blick genommen und entwickelt werden. Denkbar ist dies in Team-Sitzungen mit einer expliziten Thematisierung, auf Klausuren oder in Selbsterfahrungs-Gruppen, solange die Bereitschaft dazu vorhanden ist.

**3.9 Doing Gender – Geschlecht als soziale Konstruktion**

Im Folgenden führe ich den zentralen Ansatz *Doing Gender* näher aus und begründe seine Bezüge zur Interaktionsforschung. Ich zeige, wie sich der Wandel von der Ansicht der reinen Naturalisierung von Geschlecht zu diesem kulturell und sozial eingebetteten Modell vollzogen hat. Abschließend verdeutliche ich an vier Ebenen, wie Doing Gender den kommunikativen Prozess in der Sozialen Arbeit bereichert.

Das Geschlecht, wie wir es heute vermeintlich kennen, ist das Ergebnis von kulturellen und sozialen Konstruktionsprozessen (vgl. Ehlert 2012: 25). Damit soll eine Abkehr von der Ansicht verdeutlicht werden, dass Geschlecht gerade nichts Naturgegebenes und als feste Eigenschaft angesehen wird. Vielmehr ist es formbar und wird im alltäglichen Handeln bestätigt, verändert, angepasst und (wieder-) hergestellt. Hierzu gehört auch die eigene Inszenierung als Frau und Mädchen oder Mann und Junge. Die Grundlage für das Konzept Doing-Gender verorten GILDEMEISTER & ROBERT in der von GOFFMAN begründeten Interaktionsforschung aus der Wissenssoziologie. Für eine Interaktion sind demnach vorhandene Personen und die wechselseitige Wahrnehmung notwendig. Für die eigentliche Handlung miteinander, kommt es dann zu Abstimmungen über die jeweilige Situation. Es folgen Darstellungen und Interpretationen der Akteure durch die eine Zuordnung zu einem Geschlecht ermöglicht wird. Da dieser Vorgang der Geschlechterattribution aber sehr routiniert und unbewusst abläuft, bleibt er bei Menschen, die voll sozialisiert sind, unentdeckt. Auch wissenschaftliche Beobachter haben Schwierigkeiten diesen Prozess zu entschlüsseln (vgl. Gildemeister/Robert 2011: 95f.). Im Studium

hatte ich selbst schon ethnographische Beobachtungs-Studien durchgeführt, um hinter scheinbar selbstverständliche soziale Abläufe, Regeln und Ordnungsprozesse in der Interaktion zwischen Menschen zu blicken. Daher kann ich die Argumentation von GILDEMEISTER & ROBERT bestätigen, dass es in der Praxis schwer ist (vgl. Connel 2013: 32), verdeckte bzw. routinierte und allgemein akzeptierte Handlungsmuster zu identifizieren.

Die Konstruktion von Geschlecht findet laut Margit BRÜCKNER im täglichen Handeln statt. Sie beschreibt diese interaktive Art des Herstellens von Geschlecht als einen Teil der sozialen Praxis. Geschlecht ist für sie gerade kein festes Merkmal, das sich zur Typenbildung eignet (vgl. Brückner 2001: 19). Auch GILDEMEISTER schätzt den Ansatz des Doing-Gender als hilfreich ein, und spricht vom *umgedrehten sex-gender-Modell*. Menschliches Handeln, Verhalten und Erleben ist demnach nicht mehr natürlicher Ausgangspunkt, sondern das Ergebnis von komplexen sozialen Prozessen, das zu Geschlecht führt oder die Geschlechtszugehörigkeit begründet (vgl. Gildemeister 2004: 132). Es finden also geschlechtsspezifische Prozesse statt, die aber je für Männer und Frauen unterschiedliche Ausdeutungen haben.

EHLERT wirft dazu ein, dass sich mit dem Begriff geschlechtsspezifische Sozialisation sich eine Falle eröffnet. Hiermit wird das Vorhandensein der klassischen bipolaren Geschlechter vorausgesetzt. Sie schlägt daher vor, den Begriff geschlechtsbezogene Sozialisation zu nutzen, das weniger einengt, aber trotzdem auf das Konzept der Sozialisation als Prozess verweise (vgl. Ehlert 2012: 29). Ergänzend hierzu findet FAULSTICH-WIELAND den Begriff ebenfalls problematisch, da er eine je spezifische – also völlig unterschiedliche – Sozialisation für Jungen bzw. Männer und Mädchen bzw. Frauen unterstellt, es aber viele Gemeinsamkeiten gibt (vgl. Faulstich-Wieland 2008: 240).

Mit BRÜCKNER können zusammenfassend vier Ebenen gebildet werden, auf denen Geschlecht beim Doing-Gender eine besondere Bedeutung zukommt:

1. Die individuelle subjektive Entwicklung (dazu gehören Körperbilder, als auch Einstellungen zu Körperlichkeit).
2. Eine symbolisch-kulturelle Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit.
3. Das kollektive Unbewusste in seinen an Geschlechtlichkeit festgemachten Wünschen und Ängsten.

4. Die sozialstrukturellen Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen.  
(vgl. Brückner 2001: 19)

Diese vier analytischen Ebenen wirken auch interdependent aufeinander und können beispielsweise bei der Betrachtung von oftmals kritischen Übergängen in den Beruf genutzt werden (vgl. Stauber 2015: 27).

Kinder müssen sich die Regeln für die Unterscheidung von Geschlechtern erst aneignen. Besitzen also die weiter oben erwähnten Routinen noch nicht. Hauptsächlich geschieht eine Unterscheidung mit Hilfe von äußeren symbolischen Objekten wie etwa Kleidung, Schmuck oder Frisuren. Erst später in der Kindheit lernen sie in Kategorien zu denken, so dass die Symbole auch ausgetauscht werden können und der Mann bspw. auch noch ein Mann bleibt, wenn er einen Rock trägt (vgl. Gildemeister/Robert 2011: 96).

Durch das alltagsnahe und lebensweltorientierte Konzept des Doing Gender sieht GILDEMEISTER/ROBERT darin eine hohe Relevanz für die Soziale Arbeit. Sie wird hauptsächlich durch kommunikative Interaktionsprozesse bestritten. Dadurch kann geschlechtersensible Sozialpädagogik zur Orientierung und Autonomisierung im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit beitragen, aber auch Stereotype verfestigen (vgl. Gildemeister/Robert 2011: 98).

#### ➤ **Zwischenfazit Doing-Gender**

Für eine auf Genderprozesse sensibilisierte Soziale Arbeit ist es hilfreich zu erkennen, dass durch alltägliche, meist unhinterfragte Muster, Geschlecht hergestellt wird. Das beschränkt sich nicht nur auf Handlungen, sondern zeigt sich auch in Gegenständen, Namen, Kleidung oder der Stimme, so dass man schnell geneigt ist, die typisch männlichen und typisch weiblichen Stereotype zu bestätigen. Um nicht in diese Falle, metaphorisch als *Schnappmechanismus* bezeichnet (vgl. Rose 2007: 30) zu tappen, bedarf es etwas Übung und Reflexion der eigenen Verhaltensmuster, damit das Doing Gender Konzept erfolgreich integriert wird und nicht behindert.

### **3.10 Lebenswelt in der modernen Gesellschaft - Diversität**

In diesem Abschnitt betrachte ich einen kurzen Ausschnitt aus der Lebenswelt in unserer modernen Gesellschaft, um auf möglichen Chancen aber auch Risiken eingehen zu können, die die Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen mit sich bringen. Diversität steht dabei im Zentrum dieser Debatte, die sich auch auf das Verhältnis der Geschlechter auswirkt.

Die Begriffe Diversity bzw. Diversität, Heterogenität aber auch Intersektionalität (mehrdimensionale Diskriminierungserfahrungen) gehören heute schon fast zum selbstverständlichen Repertoire von unterschiedlichen pädagogischen Diskursen (vgl. Emmerich/Hommel 2013: 9). Dabei rücken einerseits die unterschiedlichen Ressourcen als Humankapital in den Fokus (Diversity Management in Firmen), aber es beschreibt auch die Vielfalt, vor allem von Lebenslagen, womit neben den Unterschieden auch auf die Ungleichheit von gesellschaftlichen Verhältnissen geschaut werden kann. Die Idee dahinter ist, an Potenziale von Individuen in scheinbar auf den ersten Blick gleichen Gruppen anzuknüpfen und weg von einem Defizitären Blick zu kommen (vgl. GenderKompetenzZentrum 2007). Eine kurze Bestandsaufnahme folgt.

Deutschland wird mehr und mehr zum Zuwanderungsland und so steigt der Erfahrungsschatz unterschiedlicher Kulturen, den es als soziales Potenzial zu nutzen gilt (vgl. Enders-Drägässer 2008: 4). Außerdem leben wir in einer offenen und demokratischen Gesellschaft, die auch dafür verantwortlich ist, dass Minoritäten nicht ausgeschlossen, sondern geschützt werden (vgl. Schutzbach 2018: 25). Durch diese zwei Feststellungen ist noch keine Aussage dazu getroffen, wie Minderheiten oder Benachteiligte gefördert und geschützt werden können. Betrachtet man zusätzlich noch das Generationenverhältnis und Geschlecht in unserer Gesellschaft, so wird es ganz diffus, da ein großer Forschungsbedarf sowohl in der Pädagogik als auch in der Generationenforschung herrscht, da die Dimension Geschlecht (fast) nicht thematisiert wird. STECKLINA spricht dabei von einer Entkopplung des familialen Generationen- und sozialen Status, wogegen Pflegeleistungen und -erwartungen sowie Unterstützung durch die Angehörigen zugenommen haben (vgl. Stecklina 2011: 156). Meist muss die Frau diese Aufgaben übernehmen, oder es wird zumindest erwartet. Darin zeigt sich ein Anhaltspunkt für die Schieflage des Generationenverhältnisses unter den Geschlechtern.

Der Professor der Philosophie Dieter THOMÄ spricht von einer Ausweitung individueller Freiräume und von der Verwandlung der Familie, in der das Zusammenspiel der Geschlechter neu ausgehandelt werden müsse. Dabei greift er auf drei Szenarien zurück. Im ersten sei die *Flamme der Emanzipation* deutlich heruntergebrannt und so bliebe es bei den alten bewährten Macht- und Rollenverhältnissen. Im zweiten erhält die Frau die alleinige Zuschreibung des *starken Geschlechts* und sie übernehme die Macht. Die dritte Devise sei



schließlich dominiert vom Verschwinden der Unterschiede unter den Geschlechtern und man müsse sich auf eine andere Art des Miteinanders einrichten (vgl. Thomä 2011: 24f.). Eine definitive Antwort findet er jedoch weder in den Zahlen und Fakten der Statistiken, noch in den Ideologien der Zeit (vgl. Thomä 2011: 25).

➤ **Zwischenfazit zu Lebenswelt in der modernen Gesellschaft - Diversität**

Mit der gezeigten Vielschichtigkeit der Gesellschaft und den vorliegenden, möglicherweise problematischen Lebenswelten, kann vorerst am Diversity Ansatz festgehalten werden. Es bleibt offen, wohin sie sich noch entwickeln wird, aber nur so kann der Blick auf Potenziale und Ressourcen gerichtet werden, wodurch Betroffene Wertschätzung statt Ausgrenzung erfahren. Wünschenswert wäre eine ähnliche Heterogenisierung in den Strukturen des Berufsfeldes der Sozialen Arbeit, als Abbild der Gesellschaft. Da die horizontale Segregation nach Geschlecht in der Sozialen Arbeit aber nach wie vor ungebrochen ist, frage ich mich, wie eine Erweiterung auf bspw. kulturelle Vielfalt unter den Sozialarbeiter(inne)n erreicht werden kann. Vorstellbar wäre bspw. die Öffnung des Berufs für mehr Menschen mit Migrationshintergrund oder eine Möglichkeit der Alters-Teilzeit für Rentner-/innen zu schaffen.

### 3.11 Jungen als Bildungsverlierer?

Das gesetzte Fragezeichen in der Kapitel-Überschrift kann als Imperativ dieser Einleitung zu diesem Themenbereich verstanden werden. Neben der nicht anhaltenden Berichterstattung über Jungen (als Problem, Sorgenkind, abweichend, Störer, Amokläufer) mit der klaren Konnotation des Negativismus als Nachrichtenfaktor (vergl. Schulz 2003: 352ff.) erläutere ich die auf Leistungsvergleich ausgerichteten Vergleichsstudien für Schüler-/innen. Ich thematisiere zum Schluss, ob durch mehr männliches Personal in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen ein positiver Effekt erzielt werden kann.

Medial wird leider immer noch verkürzt von *den* Jungen als Bildungsverlierern berichtet. Durch den schulischen Vergleich der Leistung zwischen Jungen und Mädchen, erscheinen die Jungen oft als die Verlierer im Bildungssystem. In der medialen Darstellung werden oft noch zusätzliche Diskurse wie Gewalt und Medienkonsum miteinander verbunden, so dass eine polarisierte und wettbewerbsähnliche Sicht auf das Geschlecht geworfen wird (vgl. Ehlert 2012: 65f.). Dieser Wettbewerb ist an dieser Stelle nicht hilfreich und

entspricht zudem auch nicht der hier vertretenen Vorstellung von Gleichstellungspolitik, Demokratie und Chancengleichheit. Hinzu kommt eine Problem-Fokussierung. In meiner Vordiplom-Arbeit über den *Amoklauf in Winnenden*, bin ich auf die einseitige Betrachtung der Medien eingegangen. Die Berichterstattung zielte vorrangig auf die Probleme, die die männliche Jugendliche *machen* – anstelle den Blick auf die Probleme zu richten, die die Jugendlichen allgemein *haben*. Christian NIEMEYER rezipierend konnte gezeigt werden, wie eine Renaissance von Herman NOHLS *Kinderfehler-Paradigma* auch heute noch in der Pädagogik zum Tragen kommt (vgl. Niemeyer 2005: 1065). Wie einseitig das Bild unserer medial gezeichneten Jugend aktuell ist, beschreibt EHLERT so, dass die Jungen stundenlang gewaltverherrlichende Spiele vor dem Computer spielen, kaum noch lesen und daraus folgend die Gewaltbereitschaft steige, die Mädchen, als Kontrast dazu ihre Freizeit musizierend nutzen oder Tanzen lernen, bzw. auch gerne zu Hause basteln. Diesen Bildern aus den Medien folgend, wird das Verhalten der Jungen hauptsächlich als störend empfunden, womit sie sich selbst und anderen schaden würden. Hier gelten die Mädchen als die Braven, sie denken an ihre und arbeiten an ihrer Karriere (vgl. Ehlert 2012: 65f.). Umso mehr richtet sich der Blick auf die Störer und Lauten, die damit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wobei noch ergänzend zu meinen Recherchen zum Thema Amoklauf anzumerken ist, dass die meisten der Todesschützen im Vorfeld keineswegs auffällig waren, sondern eher als ruhig und zurückgezogen (unbemerkt) beschrieben wurden.

Ansätze zur Erklärung der Defizite der männlichen Schüler, finden sich bspw. in der großen Zahl der weiblichen Lehrerinnen, da scheinbar ein männliches Vorbild als Sozialisationsgröße und Reibungspunkt fehle (vgl. Enders-Drägässer/Fuchs 1988). Aus der Frauenforschung Ende der 1980er Jahre weiß man von einem Zusammenhang zwischen Jungen und ihren Männlichkeitsvorstellungen und Bildungsdefiziten (vgl. Enders-Drägässer 2008: 5). Reduziert auf den rein schulischen Erfolg gibt es keine Beweise, dass rein männliche Fachkräfte bei Jungen bessere Leistungen erzielen können, dies schließt aber nicht aus, dass die Grundsätze der Jungenpädagogik mit dem geschlechtsbewussten Ansatz, einen positiven Effekt auf die Entwicklung und Sozialisation junger Männer hat. Der Psychoanalytiker Frank DAMMASCH, der sich mit dem Thema *Krise der Jungen* auseinandersetzte, vertritt die Meinung, dass Jungen durch männliche Fachkräfte vor allem in ihrer

Geschlechtsidentitätsbildung unterstützt werden, aber auch im Einnehmen von männlichen und weiblichen Perspektiven, oder wenn es darum geht, sich selbst realistisch einzuschätzen. Ein Erzieher könne zudem helfen, Größenfantasien zu begrenzen (vgl. Schreiber 2015: 92). Auch verschiedene Erhebungen wie PISA-, IGLU- oder TIMSS-Studien haben in Deutschland offengelegt, dass Jungen weniger erfolgreich an Schulen sind als die Mädchen (vgl. Ehlert 2012: 58). Allerdings sind diese Erhebungen alle sehr leistungsorientiert.

Diese eher undifferenzierte Diskussion blendet jedoch weitere bestimmende Faktoren für Bildungsverläufe aus. Die soziale Herkunft hat nach wie vor den größten Einfluss. Ebenso wird laut EHLERT dadurch ausgeblendet, dass Unterschiede innerhalb einer Geschlechtergruppe häufig größere Ausmaße haben, als die zwischen den Geschlechtern (vgl. Ehlert 2012: 58). Auf die Annahme es gäbe keine intrageschlechtlichen Unterschiede, als Ähnlichkeit kann ich hier schon auf den *Gender Bias* im Kapitel 3.13 verweisen. Zurück zu den Gründen für die geschlechtlichen Unterschiede in schulischen Vergleich.

Das Bundesjugendkuratorium (BJK) hat dazu 2009 eine Stellungnahme verfasst, in der deutlich auch andere Einflussfaktoren erwähnt werden, warum sich das Leistungsniveau zwischen Jungen und Mädchen unterscheidet.

„Da die Ungleichheiten in den Bildungsbiographien aber durch vielfältige, miteinander verschränkte Faktoren bedingt sind, muss das Konzept Gender Mainstreaming um den Ansatz eines Managing Diversity und Gender erweitert werden, um zu grundlegenden, diversitätsgerechten Veränderungen im schulischen und außerschulischen Erziehungs- und Bildungsbereich zu kommen und nicht lediglich bei der Unterscheidung nach »Geschlecht« stehen zu bleiben.“ (BJK 2009: 26)

Auch EHLERT erwähnt die Stellungnahme des BJK positiv und ergänzt, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit zu komplex sei, um mit eindimensionalen und scheinbar eindeutigen Aussagen über ein Geschlecht zu sprechen. Anstelle von Verallgemeinerungen über *die* Jungen und *die* Mädchen sollten Differenzierungen vorgenommen werden. Ebenso verhält es sich mit typisch weiblichen oder männlichen Zuordnungen von Kompetenzen und Eigenschaften oder Verhaltensweisen (vgl. Ehlert 2012: 66f.).

### ➤ Zwischenfazit Jungen als Bildungsverlierer?

Einerseits ist ein empirisch-statistisch aufgedeckter Unterschied im Leistungsvergleich zwischen Mädchen und Jungen evident, aber leider sagt keiner dieser Studien aus, wie es dazu kommt, wie das Problem gelöst werden könnte und welche biografischen Verläufe trotz oder gerade durch schlechte

schulische Leistungen eingeschlagen werden. Eine Problem- und Defizit-Fokussierung kann mit WINTER gesprochen, paradoxe Züge annehmen, denn einerseits begründet sich Soziale Arbeit ja gerade an Problemlagen und den in Konzeptionen festgehaltenen positiven Entwicklungszielen, um damit Gelder zu akquirieren und eigene Arbeit zu legitimieren (vgl. Winter 2005: 905). Ein Perspektivwechsel bezogen auf präventive dauerhafte Maßnahmen in der geschlechtsbewussten Arbeit wäre hier sinnvoll.

### 3.12 Geschlechter-Unterschiede

In diesem Kapitel beleuchte ich den Ansatz der *Differenztheorie* die Unterschiedlichkeit der Geschlechter und welche Ziele sich damit verbinden lassen. Ich lege dar, wie die Idee eines *natürlichen Unterschieds* die Diskussion über die Entwicklung von Gender beeinflusst. Mit dem im letzten Teil angesprochenen *Dekonstruktivismus* betrachte ich, wie es zur Unterschiedlichkeit kommen kann, ohne dabei festzuschreiben, wie es im Kern des jeweiligen Geschlechts *wirklich* ist (vgl. Rose 2011: 84).

Dem Merkmal Geschlecht wird in allen Kulturen eine grundlegende Wirkung zugeschrieben. Meist direkt nach der Geburt (oder mit dem Wissen um das biologische Geschlecht schon während der Schwangerschaft) wird eine Geschlechtszugehörigkeit festgelegt. Sie ist grundlegend, ähnlich der Hautfarbe, da sie lebenslang unverändert bleibt. Allerdings bleiben Fragen nach dem was das Mädchen zum Mädchen und den Jungen zum Jungen macht unbeantwortet. Ebenso welche Verhaltensweisen typisch weiblich oder männlich sind und dadurch *richtige* Mädchen oder *richtige* Jungen werden (vgl. Zimmermann 2006: 159).

In den Anfängen der 1980er Jahre versuchte man mit dem Ansatz der Gleichheit, *Differenztheorie* genannt, auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinzuweisen, um Diskriminierungen aufzuzeigen. Allerdings geriet dieser Ansatz mehr und mehr in die Kritik, da die Frauen dadurch oft als Defizitwesen dargestellt wurden und dadurch auch Fähigkeiten und Bedürfnisse oft ausgeblendet wurden. Mit dem Ansatz der Differenz und dem Fokus auf das spezifisch Weibliche rückte dann die Andersartigkeit mehr in den Blickpunkt, um so eine Aufwertung der Frau zu ermöglichen. Folglich wurde Geschlecht mehr und mehr als Strukturkategorie verstanden, womit auch Herrschaftsverhältnisse und gesellschaftliche Strukturen analysiert werden

konnten (vgl. Tillmann 2008: 96f; vgl. Kapitel 3.7 Geschlecht als Strukturkategorie).

Angelika WETTERER schreibt über das Thema Geschlechterdifferenz, es erfordere einen gewissen Spagat zwischen Fokussierung und Ausblenden: Die Geschlechterdifferenz soll kurzzeitig besonders thematisiert werden, um sie später dann überflüssig zu machen (vgl. Wetterer 1997: 265).

Es ist schon fast eine kindliche Binsenweisheit, wie sie auch im Film *Kindergarten Cop* mit Arnold SCHWARZENEGGER vorkommt: „Jungs haben einen Penis und Mädchen eine Vagina!“ (Reitman, 1990) Aber ganz so einfach ist es leider nicht. Ein Vergleich zielt logischerweise immer auf die Herausarbeitung der Unterschiede. Daher ist es wissenschaftlich betrachtet durchaus möglich, Äpfel mit Birnen zu vergleichen, was ja umgangssprachlich ein absolutes Tabu ist. Vergleicht man aber rein theoretisch alle Frauen und alle Männer miteinander (*intergruppal*), wird man feststellen, dass sich die zwei Gruppen in der gesamten Bandbreite aller auftretenden Merkmale sich ähnlicher sind, als wenn man nur die Ausprägungen aller Unterschiede in einer der zwei Gruppen (*intragruppal*) miteinander vergleichen würde. Auf diese intrageschlechtlichen Differenzierungen verweist bspw. auch Martina WEBER (vgl. Weber 2007: 91ff.) mit Vorurteilen über muslimische Mädchen mit Kopftuch.

Eine Betonung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern soll jedenfalls nicht dazu führen, dass Unterschiede zwischen den Angehörigen eines Geschlechts übersehen werden (vgl. Gruber/Fröschl, 2001: 13). Genauso wie die vorliegenden Gemeinsamkeiten, die ebenfalls sehr groß sind (vgl. Faulstich-Wieland 2008: 245).

Im alltagssprachlichen Umgang wird die Zweigeschlechtlichkeit oft als Selbstverständlichkeit angenommen. Auch EHLERT stellt fest, dass bei Geschlechterdifferenzen häufig von einer *Naturalisierung* gesprochen wird. Den so eröffneten dichotomen Geschlechterklassen werden dann Eigenschaften, Fähigkeiten, Verhaltensweisen, Ausdrucksformen, Mode, Kleidung, Schönheitsideale und einiges mehr zu- und damit festgeschrieben (vgl. Ehlert 2012: 23). Daraus folgen auch oftmals Vorannahmen und Unterstellungen, die das weitere Handeln beeinflussen können. AMENT & STECKLINA warnen dabei vor zu schnellen Rückschlüssen auf eine naturgegebene Unterschiedlichkeit der Geschlechter und sprechen sozialwissenschaftlich von *kultureller Prägung*, der sozialen Herstellung von Geschlecht und Sozialisationsprozessen. Mit den

Begriffen Anlagen und Dispositionen kann zwar uneindeutiger als mit festen Eigenschaften gearbeitet werden, sie eröffnen aber die plastische Formung durch Handeln, kultureller Vorgaben, Interaktion und den eigenen Vorstellungen bzw. dem Bauplan von Geschlecht (vgl. Ament/Stecklina 2009: 62).

Der Soziologe Peter ZIMMERMANN spricht von *Geschlechter-Skripten*, die mit Leben gefüllt werden müssen. Er skizziert aber auch schon den Wandel der Zeit. So sind die festen Geschlechterrollenstereotype der Vormoderne einem gesellschaftlichen Wandel der Moderne unterzogen. Hier kommt es zu Variationsmöglichkeiten in der Frage der Geschlechtsidentität. Durch einen offenen, selbstreflexiven und vielfältigen Aufbau der Geschlechter-Skripts, verlieren Geschlechterrollenstereotype zunehmend an Bedeutung. Eine Angleichung der Verhaltensweisen zwischen Jungen und Mädchen in etlichen sozialen Feldern ist die Folge, vermischen sich und auch die Eindeutigkeit von typischen Rollen oder die Deutung von Männlichkeit bzw. Weiblichkeit nimmt ab (vgl. Zimmermann 2006: 159f.).

Zwischen den Geschlechtern zeigen sich neben den *Differenzen* auch viele *Ähnlichkeiten*. Festzustellen ist, dass zu unterschiedlichen historischen Zeiten, die Menschen extrem verschieden *ticken* und sich laufend verändern (vgl. Schutzbach 2018: 18). Dies Beschreibt den Wandel in Bezug auf Zeit und Kulturgeschichte und dass es einer gesellschaftlichen Bewertung unterliegt, was aktuell als typisch männlich oder typisch weiblich gilt. Auch der Verweis auf scheinbar feststehende und für alle Zeit gültige biologische Tatsachen, ist oft nur eine Strategie, um traditionelle Geschlechterrollen zu legitimieren und zu stärken. Gleichwohl ist anzumerken, dass menschliches Verhalten aber nicht nur durch biologische Faktoren wie Hormone, Gehirnstrukturen oder Gene bestimmt wird, sondern auch beeinflusst wird durch Sozialisation, Kultur und Erziehung (vgl. ebd.).

Ergänzend zu den naturwissenschaftlichen Methoden, die nach den Unterschieden zwischen den Geschlechtern suchen, ist noch zu erwähnen, dass oft schon in den Fragestellungen selbst gewisse Vorannahmen über Geschlechterunterschiede zu finden sind, sie also nicht neutral sind und die Ergebnisse das bestätigen, wonach gesucht wurde (vgl. Schutzbach 2018: 18f.). Auf den hier schon erwähnten Gender Bias werde ich noch gesondert eingehen. Einigkeit in den Naturwissenschaften scheint aktuell darüber zu herrschen, dass biologische Faktoren sich im Wechselspiel mit der Umwelt befinden. Am Beispiel

des Testosteron-Spiegels, der sowohl bei Männer wie Frauen vorhanden ist, allerdings in völlig unterschiedlichen Konzentrationen, konnte gezeigt werden, dass dieser Einfluss auf das menschliche Handeln hat (vgl. Schutzbach 2018: 18). Das ist soweit keine große Neuigkeit, aber andersherum, also die Änderung des Testosteron-Spiegels aufgrund einer sozialen Handlung schon. In einer medizinischen Studie kam dazu folgendes heraus: Bei Männern, die sich um das Kind kümmerten, sank er und bei Frauen, die dazu angehalten wurden, sich eine Woche sehr dominant zu geben, stieg er hingegen an (vgl. van Anders/Steiger/Goldey 2015: 13806).

Um der Frage nachzugehen, wie es zu einer Geschlechterdifferenz gekommen ist, kann nach NENTWICH der *Dekonstruktionsansatz* besonders hervorgehoben werden. Hierbei richtet sich das Interesse auf die Praktiken und auf soziale Prozesse, die Geschlecht konstruieren. So wird Geschlecht als etwas betrachtet, das *getan* wird, im Gegensatz zu der sonstigen Annahme, dass Individuen ein Geschlecht *haben*. Sie sieht darin eine Möglichkeit, gleich vier Perspektiven (*Chancengleichheit, Gleichwertigkeit, Unterschiedlichkeit wertschätzen* und eine *situative Analyse*) der Gleichstellung zu ermöglichen. Der Vorteil sei, dass nicht eine vorbestimmte Entstehungsgeschichte (Biologie oder Sozialisation) als Basis diene, wie das im Differenz-, Gleichheits- und Diversity-Ansatz der Fall ist. Die dekonstruktivistische Methode integriere alle anderen Perspektiven (vgl. Nentwich 2006: 5). Mit der positiven Wirkung auf die Genderforschung steht sie nicht alleine, denn auch Wieland SCHWANEBECK hebt den Wert der Dekonstruktion, die sich durch eine Prozessualität auszeichnet, hervor. Er meint damit einen unabschließbaren Interpretationsvorgang, ein immer Unterwegssein. Nach der Logik der Dekonstruktion entstehen Sinnstrukturen hauptsächlich durch Abwertung, so kann der scheinbaren binären Logik im Geschlechtssystem entgegnet werden, sowie auf Prozesse des Verdrängens und der Marginalisierung eingegangen werden (vgl. Schwanebeck 2013). Was sich im ersten Moment sehr theoretisch und philosophisch anhört, bekommt eine praxistauglichere Wendung, wenn ROSE abschließend erwähnt, dass es durch dekonstruktivistische Ansätze möglich ist, vor allem Wahrzunehmen, was durch die binäre Kategorie Geschlecht, *unter der Hand* an Lebenspraxen und -konzepten ausgeschlossen wird. Durch Anerkennung des Ausgeschlossenen kann Diversität mehr Gleichberechtigung erfahren (vgl. Rose 2011: 84). Mit dem Begriff *unter der Hand* schließt sich auch der Kreis zu

BÖHNISCHS Annahme des *geheimen Curriculums* (vgl. Kapitel 4.2 Geschlechtsbewusste Soziale Arbeit mit Mädchen und Jungen; vgl. Böhnisch 2007: 18ff.).

➤ **Zwischenfazit Geschlechterunterschiede**

Mit der vereinfachten Formel des Wahrnehmens, Beschreibens und der Reflexion kann dieser Abschnitt im Hinblick auf die Soziale Arbeit zusammengefasst werden. Dabei ist dieser Dreischritt nicht so einfach wie er klingt, denn die Wahrnehmung kann durch Vorannahmen verzerrt, eine Beschreibung durch Interpretation verfälscht und die Reflexion durch Alltagsroutinen gestört und unterbrochen werden. Die schwierige Aufgabe für den Umgang mit herausfordernden Zielgruppen ist die Anerkennung der Unterschiede, ohne eine vorzeitige Etikettierung bzw. Stigmatisierung. Die Gefahr besteht immer dann, wenn durch die zuerst wahrgenommenen Merkmale der Adressat bzw. die Adressatin darauf reduziert wird und es in Folge dessen zu einer *Reifizierung* (Konkretisierung, Festschreibung) auf eben diese Eigenschaft kommt (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 205f.).

**3.13 Gender Bias – Geschlechtsbezogene Verzerrungseffekte**

In diesem Kapitel erkläre ich den, hauptsächlich für die Interpretation von Forschungsergebnissen oder Daten gebrauchten Begriff, *Gender Bias* mit seinen Grundannahmen und benachteiligenden Effekten.

Zum Verständnis des Begriffs *bias* ist die Übersetzung als Schräglage hier hilfreich. Das bedeutet, Gender Bias ist eine Lücke in der Betrachtung von Phänomenen, die durch geschlechtsungerechte Vorannahmen entstehen und somit zu Verzerrungen der Ergebnisse führen.

Generell spricht man von *systematischen Verzerrungseffekten* (vgl. Enders-Drägässer 2008: 10; vgl. Kühl 2005: 1), die sowohl die Wahrnehmung als auch das Wissen beeinflussen und es so zu Benachteiligungen kommen kann. Drei möglicherweise falsche Grundannahmen, können stets zu Gender Bias führen:

- ★ Die Annahme der Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern bzw. Mädchen und Jungen, wo (möglicherweise) Gleichheit besteht.
- ★ Die Annahme von Gleichheit zwischen Frauen und Männern bzw. Mädchen und Jungen dort, wo (möglicherweise) Unterschiedlichkeit besteht.



- ★ Die unterschiedliche (Be-) Wertung von Faktoren, die gleichermaßen bei Frauen und Männern bzw. bei Mädchen und Jungen auftreten (vgl. Eichler/Fuchs/Maschewski-Schneider 2002: 294).

Mit diesen Annahmen im Kopf kann es nach EICHLER & Kollegen zu folgenden Ausprägungen des Verzerrungseffektes kommen:

*Androzentrismus*, als Perspektive, die auf Männer zutrifft, aber verallgemeinert wird und für die dann auch bei Frauen Geltung beansprucht wird. Ergänzend hierzu zählt Jutta KÜHL auch den Begriff der *Übergeneralisierung* auf und verweist darauf, dass durch die Anwendung der Annahme *Männer als Norm*, die Lebenswirklichkeiten von Frauen als Abweichung gedeutet werden kann (vgl. Kühl: 2005: 1)

*Geschlechterblindheit* (oft als Geschlechterneutralität bezeichnet), wenn Geschlecht als Kategorie von grundlegender Bedeutung explizit oder implizit ignoriert wird. Unterschiede zwischen Frauen und Männern gelten als bedeutungslos oder werden nicht beachtet.

*Geschlechterdichotomie*, wenn die Geschlechter grundsätzlich als komplementär wahrgenommen werden. Angenommene Unterschiedlichkeiten werden betont bzw. überspitzt.

*Geschlechterstereotype*, wenn geschlechterspezifische Unterschiede als wesensmäßige Charaktereigenschaften begriffen werden.

*Übergeneralisierung*, wenn Daten, Sachverhalte, die nur für ein Geschlecht zutreffen, undifferenziert auf beide Geschlechter übertragen werden.

*Doppelstandard*, wenn identische Verhaltensweisen, Eigenschaften, soziale Situationen nach Geschlecht unterschiedlich bewertet werden. Offensichtliche Beispiele wären Emotionalität, Körperkraft, Karriereorientierung, Übernahme von Familienpflichten. Hierbei ist auch die implizite Zuschreibung höherer Wertigkeit des Männlichen gegenüber dem Weiblichen von Bedeutung. In diesem Zusammenhang erwähnt KÜHL auch die *Dekontextualisierung*, die sich gut im oben gewählten Beispiel der tradierten Familiennormen zeigen lässt, wenn Männern die Ernährer-Rolle zugeschrieben wird, während die Frau auf Kindererziehung festgelegt wird. Wird hier nach der Vereinbarkeit von Beruf mit der Familie geschaut, kann die Unterschiedlichkeit nur im Kontext der Familie betrachtet werden (vgl. Kühl 2005: 2).

*Familialismus*, wenn Haushalt, Familie, Eltern als kleinste Adressateneinheit behandelt werden und eine weitere Aufteilung

(Desaggregation) abgelehnt wird. Dann wird nicht danach gefragt, inwieweit Frauen und Männer innerhalb ihrer Familien oder ihrer Haushalte in sehr unterschiedlichen Situationen leben können. Zum Beispiel sind "Eltern" Väter und Mütter, deren individuelle Situation und Aufgaben bei Erziehung und Vereinbarkeit, bei unentgeltlicher Familienarbeit, bei der Verfügungsgewalt über Einkommen bzw. hinsichtlich wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Absicherung äußerst unterschiedlich sein kann (vgl. Eichler/Fuchs/Maschewski-Schneider 2002).

➤ **Zwischenfazit Gender-Bias**

Mit den gezeigten Auswirkungen des Gender Bias aufgrund (womöglich) falscher Vorannahmen für statistische Daten, kann gleichwohl auch eine Übertragung der Effekte ins alltägliche Handeln und Denken für sozialpädagogisches Personal vorgenommen werden. Vor allem die eigenen Annahmen von Gleichheit, Unterschiedlichkeit und die Bewertung von Personen, Handlungen bzw. Faktoren des weiblichen oder männlichen Geschlechts sollten in den Fokus der Reflektion rücken, um unvoreingenommen tätig zu sein.

Von den Unterschieden der Inter-, Trans- und Queer-Geschlechter handelt das folgende Kapitel.

**3.14 Inter-, Trans- und Queer-Geschlechter**

Hier betrachte ich die oben genannten unterschiedlichen Geschlechter, nehme eine jeweilige Definition und Abgrenzung zueinander vor. Zum Schluss gehe ich noch auf die verbreitete Abkürzung *LGBTIQ* in ihren unterschiedlichsten Schreibweisen, Ergänzungen und Kritiken ein.

Die Einteilung in nur zwei Geschlechter gilt als überholt. Vielmehr muss man von einem Spektrum zwischen diesen zwei Polen sprechen. Das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) entschied sich erst 2017 für die Möglichkeit, in die Geburtsurkunde neben weiblich oder männlich auch das oft als drittes Geschlecht bezeichnete Wort *divers* eintragen zu lassen (vgl. BVerfG 2017). Damit wird der Situation von intergeschlechtlichen Menschen Rechnung getragen, die biologisch bedingt nicht eindeutig einem der beiden Geschlechter zuzuordnen sind. Medizinisch spricht man von einer Störung der Geschlechtsentwicklung (DSD = *disorders of sex development*) (vgl. Deutsches Ärzteblatt 2015: 165). Laut dem Deutschen Ärzteblatt ist der Anteil aber sehr

gering, nur etwa 150 Personen in ganz Deutschland betreffe diese Störung, die darauf den Eintrag divers eintragen ließen (vgl. Ärzteblatt 2019). Diese Angabe kann in zwei Richtungen interpretiert werden. Zum einen ist dieser sehr geringe Anteil an der Gesamtbevölkerung, nur der Anteil Erwachsener, die gleich nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Meldebehörde gegangen sind. Viel höher ist die Zahl derjenigen, deren Geschlecht nach der Geburt nicht eindeutig zu erkennen ist, deren Eltern aber trotzdem nicht divers eintragen lassen. Zum anderen finden sich ein paar Jahre früher, in einem Begleitartikel der Bundesärztekammer zu den Varianten der Geschlechterentwicklung, Zahlen von 150 bis 340 Neugeborenen pro Jahr, die unter DSD leiden. Im gleichen Text wird von einer Gesamtzahl an Betroffenen von 8.000 – 10.000 gesprochen, wobei Intersexuelle-Verbände von einer viel höheren Zahl ausgehen (vgl. Deutsches Ärzteblatt 2015: 165).

Anders ist die Situation für Transgeschlechtliche zu betrachten. *Transgender* wird von RAUCHFLEISCH als Oberbegriff für verschiedene Phänomene bezeichnet. Er unterscheidet lediglich zwei große Gruppen: In der einen sind die Menschen, die sich mit der ihnen von Geburt an zugewiesenen Geschlechterrolle unzureichend oder nicht beschrieben fühlen. Zur anderen Gruppe zählt er diejenigen, die den Begriff als Selbstbezeichnung wählen, da sie sich mit Ihren Geschlechtsmerkmalen nicht oder nur teilweise identifizieren können (vgl. Rauchfleisch 2011: 410). Sozialarbeiterisch oder therapeutisch sieht RAUCHFLEISCH keinen Handlungsbedarf, solange es zu keinen Problemen im sozialen Leben oder beruflichen Bereich kommt. Die Umgebung von Transgender-Personen kann auf den Rollenwechsel verstört oder irritiert reagieren. Er beschreibt die Transgender-Formen auch als nicht therapierbar, zum einen, weil es von ihnen auch nicht angestrebt wird, eine Versöhnung mit ihrer biologischen Geschlechterrolle zu erreichen, zum anderen, weil Transgender geradezu ein inneres Bedürfnis haben, sich nicht auf die gesellschaftlichen Geschlechterrollen festlegen zu lassen und sie danach streben, diese Normen aufzulösen (vgl. Rauchfleisch 2011: 411).

Maria do Mar CASTRO VARELA nähert sich dem Begriff *queer* über die Übersetzung aus dem Englischen. Er wird als seltsam, sonderbar oder auch fragwürdig übersetzt. Auch galt der Begriff bis in die 1990er Jahre als Beleidigung für Personen, die der heterosexuellen Norm nicht folgen wollten bzw. konnten. Heute wird er sowohl im akademischen als auch im politischen

Bereich verwendet. Sie hebt die Offenheit des Begriffs *queer* hervor, die er durch die dekonstruktivistische Praxis erhalten habe, die sich zum Ziel gesetzt hat, bestehende Räume und Kategorien zu pluralisieren und zu heterogenisieren. In den dazugehörigen *Queer Studies* gelten Identitäten als konstruiert, dynamisch und provisorisch (vgl. Castro Varela 2011: 340).

Wie in der Fachzeitschrift *nature* 2015 zu lesen ist, reicht auch der reine Blick auf die Chromosomen XX oder XY nicht aus, da jeder hundertste Mensch dabei eine nicht exakte Zuordnung der Geschlechtlichkeit aufweist (vgl. Schutzbach 2018: 24). Da ich simple Lösungen schätze, gefällt mir auch die von Claire AINSWORTH beschriebene Herangehensweise aus dem *nature* Artikel, denn der Interviewpartner Eric VILAIN, (Direktor des Zentrums für *Gender-Based Biologie University of California* in Los Angeles) schlägt vor, einfach die betreffende Person selbst nach dessen Geschlecht zu fragen (vgl. Ainsworth 2015: 291). Dies setzt natürlich voraus, dass die betreffende Person schon selbst Klarheit über ihre Zugehörigkeit zu welcher Gruppe auch immer gelangt hat. Zu welchem Zeitpunkt dies geschieht und dass die getroffene Entscheidung auch wieder revidiert werden kann, zeigen viele Beispiele. Oft mit weitreichenden Folgen, falls auch schon eine operative Angleichung des Geschlechts vorgenommen wurde.

Die sexuelle Orientierung soll nicht Thema in dieser Diplomarbeit sein, aber da es mit der Abkürzung LGBTIQ eine Schnittmenge zu diesem Kapitel gibt, möchte ich eine kurze Erklärung einfließen lassen, um einen Unterschied zu den drei oben erwähnten Geschlechtern zu erklären. Verwendet wird die Abkürzung meist im Zusammenhang mit Interessenvertretung, Anhängerschaft oder Community der inzwischen ausgeweiteten Lesben- (L) und Schwulen- (G) Bewegung, um ähnlich wie im Diskurs der einengenden bipolaren Sicht des Geschlechts keine Ausgrenzungen vorzunehmen. Subsumiert werden nämlich auch Bisexuelle (B), Transsexuelle (T), Intergeschlechtliche (I) und Queer bzw. Questioning (Q). Anja KÜHNE hat für den *Tagesspiegel* ein nur online verfügbares *Queer-Lexikon* ins Leben gerufen, auf das ich an dieser Stelle verweise (vgl. Kühne 2017). Sie schreibt über die Kritik und die Diskussion, dass sich nicht alle Personen, die abweichend zur heterosexuellen Norm leben, vertreten fühlen. Mit Lücken und Sternchen versucht man so allen gerecht zu werden, wodurch aber eine Schwächung der politischen Interessenvertretung befürchtet wird (vgl. ebd.).

➤ **Zwischenfazit Inter- Trans- und Queer-Geschlechter**

Sozialarbeiterisch ist das Wissen über Milieus, früher auch gern als Subkultur beschrieben, eine Grundvoraussetzung um im entsprechenden Arbeitsfeld tätig zu sein. Zu diesen Milieus können sowohl alle angesprochenen Geschlechter zählen, als auch noch eine Vielzahl von weiteren Ausprägungen, die auch gemeinsame Schnittmengen bilden können. Der Songwriter Funny VAN DANNEN schuf mit seinem Song vom *lesbischen, schwarzen Behinderten* ein passendes Bild zu der Gemengelage der Minoritäten und die Verschränkt- bzw. Durchlässigkeit, womit gleichzeitig auf die *Intersektionalität* verwiesen wird, wonach sich auch Benachteiligungsmerkmale summieren können. Zur Verwobenheit unterschiedlicher Formen der Ungleichheit sei auf Mechthild BERESWILL verwiesen, die mit der großen Gemengelage an Widersprüchen, Vielschichtigkeit und Dynamiken von Benachteiligung, aber auch der multiplen Zugehörigkeiten eine große Herausforderung für Soziale Arbeit in Theorie und Praxis sieht, möchte man selbst nicht die Gruppen- und Identitätszuschreibungen verfestigen (vgl. Bereswill 2011: 211f.).

**3.15 Geschlechter-Stereotype und Sexismus**

Ich führe den Begriff Stereotyp zunächst mit einer sozialpsychologischen Definition ein, um ihn dann gegenüber den Begriffen Vorurteile und Diskriminierung abzugrenzen. Am Beispiel von Sexismus stelle ich die Mechanismen hinter dieser Form der Diskriminierung und Abwertung von Frauen vor.

Sozialpsychologisch kann der Begriff definiert werden, als zugeschriebene Merkmale aufgrund einer Gruppenzugehörigkeit, umgangssprachlich könnte man auch sagen, eine *Meinung über* eine verallgemeinerte Gruppe (die Deutschen, die Frauen, die Männer, Muslime, etc.) zu haben. Verwandt dazu ist der Begriff Vorurteil, der aber schon eine negative Bewertung über die Gruppe einschließt. Verhaltenskonsequenzen aus Vorurteilen und Stereotypen werden letzten Endes als Diskriminierung bezeichnet (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007: 1).

Stereotype, beispielweise mit geschlechterspezifischen Positionszuweisungen durch Lehrer(inen) an Schulen, sind von Jürgen BUDDE & Kollegen sehr gut untersucht und dokumentiert (vgl. Budde 2008: 114f.). Sie sind überdies auch lesenswert durch die anschaulichen Interview-Ausschnitte.

In der Sozialpsychologie wird ebenfalls über Stereotype und Urteilsheuristiken geforscht. Im Konzept der Repräsentativheuristik wird bspw. gezeigt, dass unter Missachtung von anderen auftretenden Faktoren, es zu Fehlwahrnehmungen kommen kann, obwohl andere empirische Eigenschaften oder auch Wahrscheinlichkeiten zu einem anderen objektiven Ergebnis führen sollten. Fritz STRACK & Roland DEUTSCH sprechen von einfachen Faustregeln, die wenig Verarbeitungsaufwand erfordern, um zu einem (verfälschten) Urteil zu kommen (vgl. Strack/Deutsch 2002: 352f.), wie es hier in der Annahme und Erörterung unter Geschlechter-Stereotype ebenfalls der Fall ist. Würde man sich etwas Zeit zum Nachdenken und Hinterfragen nehmen, könnte man eigene angenommene Stereotype als solche entlarven (vgl. Kapitel 4.2; vgl. Ehlert 2012: 105).

In die Kategorie der Geschlechter-Stereotype gehört auch die Sexismus-Debatte. Sexismus bedeutet, dass Männer gegenüber Frauen ihre *sexuelle Überlegenheit* ausnutzen um Frauen zu unterdrücken oder abzuwerten. Im Grunde geht es um eine Ungleichbehandlung oder gar Abwertung aufgrund von gesamtgesellschaftlichen Überzeugungen, welche negativen und positiven Eigenschaften Männer oder Frauen vermeintlich besitzen (vgl. Schutzbach 2018: 22). Die Bandbreite von Sexismus reicht nach Gudrun SALMHOFER von der offenen Abwertung von Frauen, über Missachtung bis hin zu eher subtileren Formen, bspw. wenn eine Frau auf eine zugeschriebene Rolle festgelegt wird. SALMHOFER zieht Analogien zur US-amerikanischen Rassismusdebatte der 1960er Jahre. Nur so konnte die Diskriminierung oder ein spezifisches Unterdrückungsverhältnis aufgrund des Geschlechts benannt werden. Sie erwähnt dabei auch Stereotype (kategoriegestützte Kognition), Vorurteile (Affekte) und Verhaltensweisen, die alle auf den ungleichen Status zwischen den Geschlechtern abzielen (vgl. Salmhofer 2011: 364). Da im Alltagssprachgebrauch Sexismus oft auf sexuelle Belästigung reduziert wird, hebt sie hervor, dass damit nur die offen sichtbare Diskriminierung gemeint ist, aber die latent manifestierte Geschlechterordnung sich dabei der Bewusstmachung entzieht. Hier sieht sie die Gefahr, dass sich sexistisches Denken ins Subtile verschiebt und sich damit der Kritik verschließe. Die neueren Strömungen *Neosexismus* oder auch *Moderner Sexismus* genannt, zielen zudem auf die Leugnung andauernder Diskriminierung von Frauen ab, um so auch eine sexistische Einstellung offenlegen zu können (vgl. Salmhofer 2011: 366).

➤ **Zwischenfazit Geschlechter-Stereotype und Sexismus**

Eine Welt ohne Stereotype und Vorurteile ist nicht denkbar, sie gehören zur sozialen Realität. Um zu verhindern, dass wir jedoch zum Spielball eigener Stereotype werden gibt es, nach der Recherche in der Grundlagenliteratur aus der Soziologie und der Sozialpsychologie, von JONAS & SCHMID MAST einige Möglichkeiten und intrapersonale Unterschiede. Jedes Individuum ist unterschiedlich empfänglich für die Aktivierung von Stereotype. Nicht jedes Stereotyp führt demnach unweigerlich zu Diskriminierung. Durch wiederholten Kontakt mit den Gruppenmitgliedern aus der verallgemeinerten Gruppe können Vorurteile und Stereotype abgebaut werden. Und letzten Endes sind wir im täglichen Leben nicht unter Zeitdruck, so dass genügend kognitive Ressourcen verfügbar sind um viele Entscheidungen und Handlungen zu planen und zu überdenken (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007: 9f.). Ich denke, dass einige Prozesse der Meinungsbildung über eine Gruppe darauf beruhen, dass man selbst keinen persönlichen Zugang oder Kontakt hat, wie es auch in Alltagsaussagen über Ausländer zum Ausdruck gebracht wird, wenn bspw. über *die* Araber gelästert wird, aber der persönlich bekannte Nachbar oder der ausländische Gemüsehändler als *ok*, tüchtig und ehrlich eingeschätzt wird. Es gilt also (innerlich) aufzuhorchen, wenn gedanklich verallgemeinerte Gruppen gebildet werden und so eine Heterogenität in Abrede gestellt wird. Gleichwohl zeichnet sich Soziale Arbeit gerade dadurch aus, dass marginalisierte oder spezifische Gruppen zur vereinfachten Arbeit mit ihnen und zur Sprache über sie, zu Kategorien zusammengefasst werden (Frauen- und Mädchenarbeit, Jungenarbeit, Familienhilfe, etc.). Die Gefahr des Schubladendenkens und die Aktivierung von Stereotype ist hier besonders groß.

**3.16 Hegemoniale und Marginalisierte Männlichkeit, Neuer Mann**

In diesem Kapitel folgen nun einige Theorien über Männlichkeit(en), Mann-Sein und männliche Identitäten. Ich umschreibe sie verkürzt als Männlichkeitstheoretische Ansätze. Ich beleuchte die Logik Wettbewerb hinter der Konstruktion Männlichkeit und erkläre die orientierende bzw. verunsichernde Wirkung des männlichen Habitus in den zwei Ausprägungen hegemonialer und marginalisierter Männlichkeit.

Der Liedautor Herbert GRÖNEMEYER stellte mit seiner Frage *Wann ist man ein Mann?* eine spannende Frage, jedoch müsste man heute weiterfragen:

Welcher Mann soll es sein? Aus dem Titel des *soziologischen Lesebuchs* von BÖHNISCH kann geschlossen werden, *es sind sogar viele Männer im Mann* vorhanden (vgl. Böhnisch 2006). Doch welcher dieser unterschiedlichen Typen ist gefragt? Nach Ansicht des Psychologen und Männertherapeuten Björn SÜFKE, sehnen sich einige Frauen nach einem *modernem Mann* an der Seite und nach einem liebevollen Vater für die gemeinsamen Kinder, wemgleich auch noch der eher „[...] archaische Wunsch nach einem potenten Partner [...]“ (Süfke 2017: 157f, Auslassungen, P. A.) in der Bedürfnisliste ganz oben steht. Ob diese Aussagen von seinen männlichen Klienten stammen, lässt er leider offen, jedoch soll es dieselbe Tendenz verdeutlichen, die auch die bereits erwähnte Broschüre der Heinrich-Böll-Stiftung vermittelt. Oft hört man den Ruf nach *echten Männern* und mit entsprechenden Bildern in Werbung und Öffentlichkeit wird ein problematisches Bild vom Mann vermittelt. Diese sind oft sehr klischeehaft und zeugen von einem einseitigen Verständnis von Männlichkeit (vgl. Schutzbach 2018: 13). Um noch einmal die Möglichkeit der Frauen und ihre vermeintliche Suche nach einem modernen Mann aufzugreifen, so schätzen VOLZ & ZULEHNER es als mögliches Problem ein, denn mit ihrer Untersuchung zum Wandel der Einstellung zu Männer- und Frauenrollentypen, konnten sie eine unausgewogene Verteilung feststellen, so dass viele moderne Frauen auf (noch) nicht genügend moderne Männer treffen würden (vgl. Volz/Zulehner 2009: 309). Das Frauenmagazin *freundin* veröffentlichte im Frühjahr 2021 einen Artikel, in dem vor sieben Männertypen als Lebenspartner gewarnt wird (vgl. *freundin* 2021), allerdings und glücklicherweise findet sich kein einziger Typ davon in der wissenschaftlichen Rezeption über die Konstruktion von Männlichkeit, so dass von einer eindimensionalen oberflächlichen Eigenschaftsbeschreibung auszugehen ist.

Aus verschiedenen Studien in Deutschland und Österreich werden vier Typen von Mann beschrieben: *Der Traditionelle Mann*, dessen Leitbild am ehesten das des Familienernährers ist, *der Pragmatische*, *der Unsichere oder Unbestimmte* und *der Neue oder moderne Mann*. Dieser *Neue Mann* ist aktiv, partnerschaftlich und weniger berufsorientiert (vgl. Döge/Behnke/Kassner/Reuyss 2005: 6f.).

Neben diesen beschreibenden Aspekten über Männer, gibt es aber auch eine auf *Wettbewerb* beruhende Logik hinter der Konstruktion von Männlichkeit, auf die Michael MEUSER näher eingeht (vgl. Meuser 2011b: 277). Aus



übereinstimmenden soziologischen Erkenntnissen zur Sozialisation, vollzieht sich eine männliche Geschlechtsidentität hauptsächlich über die Abgrenzung von weiblich Konnotiertem und gegenüber Frauen, die auch nicht selten in eine Abwertung umschlagen kann. Aufgrund des Wettbewerbscharakters von Männlichkeit, kann die Konkurrenz unter Männern sehr häufig beobachtet werden. Damit soll die (unsichere) Männlichkeit unter Beweis gestellt, nötigenfalls auch unter Rückgriff von Risikohandeln oder körperlicher Gewalt verteidigt bzw. wiederhergestellt werden (vgl. Meuser 2011b: 278). Zu einem ähnlichen Schluss kommt HAGEMANN-WHITE schon 1984, die männlich gelebte Dominanz, Antrieb zu Konkurrenz, Leistung und aggressiver Selbstbehauptung als Folge der unsicherer erlebten Geschlechtsidentität von Jungen, im Vergleich zu Mädchen sieht (Hagemann-White 1984: 94).

In Anlehnung an den französischen Soziologen Pierre BOURDIEU verwendet BRANDES seinen Begriff vom geschlechtsspezifischen Habitus und zitiert dabei Norbert ELIAS, der unter sozialem Habitus versteht,

„[...] daß jeder Mensch, verschieden wie er von anderen ist, ein spezifisches Gepräge an sich trägt, [...]. Dieses Gepräge, also der soziale Habitus der Individuen, bildet gewissermaßen den Mutterboden, aus dem diejenigen persönlichen Merkmale herauswachsen, durch die sich ein einzelner Mensch von anderen Mitgliedern seiner Gesellschaft unterscheidet [...]“ (vgl. Elias 1987, zit. n. Brandes 1998: 35, Auslassungen, P. A.).

BRANDES geht bei seinen theoretischen Grundlagen-Überlegungen bis in die 1920er Jahre zu Hermann NOHL zurück, als der Beruf des Sozialarbeiters noch typisch weiblich (vgl. Sachße 1994 mit dem Schlagwort *Mütterlichkeit als Beruf*) dominiert war. Allerdings befindet er, dass es wenig Sinn macht, nach dem *Wesen des Männlichen* zu fragen, wenn man das Habituskonzept anwenden möchte. Stattdessen führt er die von Robert (heute Raewyn) CONNELL 1995 eingeführten Begriffe der *hegemonialen* und *marginalisierten* Männlichkeiten ein (vgl. Brandes 1998: 44ff.). Sehr treffend und kompakt beschreibt er den erstgenannten Idealtypus so: Männer, „[...] die diesem Ideal in ihrem Habitus am ehesten entsprechen, finden sich zumeist in den Machtzentren der Gesellschaft, sie besetzen die als »typisch männlich« geltenden Praxisfelder in Wirtschaft, Politik und Kultur [...]“ (Brandes 1998: 45, Hervorhebung im Original, Auslassungen, P. A.). Zwar wird auch das Konzept der *hegemonialen Männlichkeit* kulturell und historisch variabel gefasst, jedoch können von DÖGE & Kollegen in westlichen Industriestaaten vier Attribute bestimmt werden, die

vorrangig auftreten: Heterosexualität, Macht- und Erwerbsorientierung sowie Okzidentalität (vgl. Döge/Behnke/Kassner & Reuys 2005: 5).

Vor einigen Jahren fungierte Torhüter Oliver KAHN quasi als das Paradebeispiel für diesen archaischen, traditionellen Typus Mann (vgl. Böhnisch 2006: 127). Um im Fußball Genre zu bleiben erfüllte David BECKHAM als Prototyp (heute wohl eher RÚRIK GÍSLASON) die Rolle des *Neuen Mann* (vgl. Böhnisch 2006: 124f.). Sie vereinen die mit hegemonialer Männlichkeit verbundenen Dimensionen von Macht, Leistung, Autorität und Erfolg. MEUSER spricht von einem Modus der Herrschaft, der sich auf die Geschlechterverhältnisse bezieht, sowohl bei Männern untereinander, als auch zwischen Männern und Frauen (vgl. Meuser 2011a: 197). Das spannende daran ist, dass hegemoniale Männlichkeit keine feste Eigenschaft, sondern als *Orientierungsmuster* verstanden wird, die nur von einer sehr kleinen Anzahl von Männern annähernd erreicht werden kann. Gleichwohl wird es als allgemeines kulturelles Männlichkeitsideal von vielen Männern gestützt (als Komplize), auch von denjenigen, die es aufgrund ihres sozioökonomischen Status oder sozialer Lage nicht erreichen können. Geschlechtliche Machtrelationen werden so (ungewollt) reproduziert. (vgl. ebd.).

Damit ist aber noch nicht die gegenüberliegende Seite des hegemonialen Mann beschrieben. BRANDES spricht von den *marginalisierten Männlichkeiten*, die vornehmlich sowohl in machtfernen Sektoren als auch in sozial unterprivilegierten Bereichen ohne hohes gesellschaftliches Ansehen anzutreffen sind. Sie weisen demnach einen Habitus auf, der traditionelle Geschlechtergrenzen eher verwischen lässt und sich in der Haltung von dem patriarchalen Männlichkeitsprofil abgrenzt (vgl. Brandes 1998: 45). Konkret sind darunter auch alle ethnischen Gruppen, Subkulturen wie Homosexuelle und Männer aus der Arbeiterklasse zu verstehen.

Ein beispielhaftes Gespräch mit meinem Maler-Handwerker, der vor ein paar Tagen in unserer Wohnung bestellt war, bestätigt auch nachfolgende These aus den 1990er Jahren von Michael MEUSER und zeigt, wie hartnäckig und dadurch aktuell sich Einstellungen zum Thema Geschlecht halten. Der Handwerker, der einen 16-jährigen Sohn hat und sich über seine berufliche Zukunft Gedanken machte war zuerst sehr angetan von meinem Thema Gender in dieser Diplomarbeit, in der Hoffnung ein paar Impulse für den Sohn zu Hause mitnehmen zu können, zeigte aber wenig Verständnis für die heutige Diskussion um die mindestens drei Geschlechter männlich, weiblich und divers. „Mein Sohn

ist ein Junge und fertig!“, antwortete er mir schnell. Diese Sichtweise attestierte BRANDES ebenfalls, denn

„[...] in einem Vergleich von Männergruppen aus unterschiedlichem soziokulturellem Milieu belegt [Meuser], provoziert eine Frage wie die, was denn heute ein Mann sei, bei Mittelschichtsmännern meist Klagen über die Unklarheit der Männerrolle und nicht einlösbare Erwartungen von Frauen, während Oberschichtsmänner kaum Zweifel an der Angemessenheit eines auf Dominanz gegründeten Männlichkeitstypus zeigen und Männer aus traditionellen Arbeitermilieus schon die Fragestellung als absurd empfunden [werde] weil »ein Mann eben ein Mann« sei und dies keinerlei weiterer Erörterungen bedürfe“ (Brandes 1998: 45, Hervorhebung u. Fehler im Original, Auslassungen u. Erg. P. A.).

Der Maler passt also auch heute noch bestens ins Bild der Arbeiterschicht mit traditionellen Vorstellungen über das Geschlecht. Sicher hat er auch nur Glück, dass sein Sohn ebenfalls keinerlei inneren Disput mit seinem äußerlich klar definierten männlichen Körper und seiner inneren Haltung hat, so dass er sich zu keiner, jedenfalls für seinen Vater klar erkennbaren Subkultur zugehörig fühlt. Wie ich aus den Ausführungen heraus hörte, verbringt er viel Zeit im Bett mit dem Handy in der Hand, hat keine sportliche Präferenz für Fußball – im Gegenteil, das Leistungsstreben seines Fußballtrainer ist ihm eher ein Dorn im Auge und es ist frustrierend für Vater und Sohn, am Wochenende kilometerweit zum nächsten Fußballspiel zu fahren, um aufgrund fehlendem Talents auf der Ersatzbank zu frieren - und mit handwerklichem Geschick ist er leider auch nicht gesegnet worden. Nach den Vorstellungen des Vaters, für die er die Maßstäbe Aktivität, Leistungsstreben und Geschick anlegt, entspricht sein Sohn wohl doch nicht einem *richtigen* Mann, was an dieser Stelle unerheblich ist. Die Wahl seiner Maßstäbe spiegelt jedoch seine eigene tradierte Vorstellung von Männlichkeit wider.

Um wieder auf die beschriebenen, unterschiedlichen Männlichkeiten zurück zu kommen, so möchte ich einen letzten Punkt von MEUSER aufgreifen. Es sei nämlich ganz und gar keine Frage der individuellen Entscheidung, welche der Männlichkeiten gewählt werden könne, sondern sie bilden sich aus den unterschiedlichen sozialen Lebenslagen heraus. Womit als entscheidender Faktor die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gemeinschaft, einem Milieu, einer Generation oder die sexuelle Orientierung zähle. Diese Möglichkeitsräume können sich wechselseitig überschneiden und je nach Schichtzugehörigkeit stehen andere Eigenschaften wie körperliche Stärke oder beruflicher Erfolg im Zentrum für Männlichkeit, mit ihren spezifischen Anforderungen und

Erwartungen, die sowohl Zwang aber auch fundamentale Sicherheit vermitteln können (vgl. Meuser 2011b: 278f.).

➤ **Zwischenfazit Hegemoniale und Marginalisierte Männlichkeit, Neuer Mann**

Der Möglichkeitsraum für die Entwicklung eigener Männlichkeitsideale wächst in unserer modernen Gesellschaft immer weiter an. Zu erkennen, dass aus der eigenen sozialen Lage nicht alle theoretischen Männlichkeiten erreicht werden können kann Zweifel an der eigenen Selbstwirksamkeit auslösen und zu Verunsicherung führen. Gerade in der adoleszenten Jugendphase, in der die Suchbewegung nach Vorbildern und Orientierungsmöglichkeiten besonders ausgeprägt ist, kann durch sozialpädagogische und geschlechtsbewusste Arbeit eine Unterstützung angeboten werden. In der Auseinandersetzung mit den vielschichtigen Lebenszusammenhängen, angefangen bei der eigenen Selbstdarstellung bzw. Inszenierung, des Einflusses der eigenen Familie und die Vorstellung von eigener Familie über die Berufswahl bis hin zur sexuellen Orientierung können die bisherigen Ansichten und Einstellungen zur Männlichkeit verdeutlichen, wie sie auch im komplexen Konzept der *hegemonialen Männlichkeit* integriert sind, da damit gerade auch die Männer angesprochen werden sollen, die nicht an der patriarchalen Macht partizipieren können oder wollen.

### 3.17 Gewalt und Gender

Abschließend für den Abschnitt über die begriffliche Gender-Standortbestimmung folgt nun ein wahrlich durchdringendes Thema. Die vielen Assoziationen die mit dem Wort Gewalt allgemein in Verbindung gebracht werden, sind bspw. Macht, Aggression, Unterdrückung, Missbrauch, Zwang, Ungerechtigkeit, Drohung, Diskriminierung und sicher noch einige mehr. In Bezug zur Gender-Thematik sieht es ähnlich vielfältig aus, denn Gewalt ist in zahlreichen Gebieten verortet die sich hier in der Diplomarbeit überschneiden. Claus FUSSEK spricht über Gewalt in der Familie und merkt gleichzeitig an, dass diese heute schon viel offener als noch vor zwanzig Jahren diskutiert werde. Es geht um Gewalt gegen Frauen, Kinder, Jugendliche aber auch gegen ältere Menschen in der Pflege (vgl. Claus Fussek 2005: 58f.). Damit spricht er genau dieses Kapitel hier an, auch wenn in seiner Aufzählung Männer unerwähnt bleiben. Ich werde auch auf Männer und Gewalt zu sprechen kommen.

Ich habe die Abschnitte in eine definitorische Annäherung gegliedert wo sich Gewalt in unserer Gesellschaft verorten lässt. Mit den Erläuterungen zu den Dimensionen von Gewalt betrachte ich die häusliche Gewalt mit der Diskussion über Opfer und Täter zwischen den Geschlechtern näher. Im letzten Teil betreibe ich eine systematische und theoretische Ursachenforschung mit den wichtigsten Ansätzen aus sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Für eine nähere Betrachtung von Gewalt und Gender ist zuerst eine soziologische Annäherung an den Begriff notwendig, da er nach Siegfried LAMNEK extrem heterogen und unscharf ist. Die Bandbreite reicht von Gewaltszenarien in marginalisiertem Ausmaß bis hin zu bedrohenden und alledurchdringenden Interaktionsmustern. Durch den Anteil der Interaktion kann Gewalt nicht als unmittelbar gegebene Realität aufgefasst werden, sondern unterliegt einer Definition aus dem Kontext oder des subjektiven Empfindens (vgl. Lamnek 2000b: 230). Gewalt kann sich in fünf Feldern der Gesellschaft als konstitutives Definitionselement zeigen. 1. Im Krieg oder zur Abschreckung, 2. Im Terrorismus, politisch motiviert, auch gegen Fremde und *konstruierte* Andere, 3. In Gewaltdarstellungen durch Massenmedien und ihre Verhaltensfolgen, 4. In zwischenmenschlichen Beziehungen sowie als letzter Punkt 5. In Gewalt zwischen oder von Jugendlichen (vgl. Lamnek 2000b: 230f.). In den erwähnten Feldern kann schon nach dem Gender-Aspekt gesucht werden und man findet ihn bspw. im Krieg unter dem Aspekt, von wem Kriegshandlungen hauptsächlich ausgeführt werden, Vergewaltigungen von Frauen zur Abschreckung und Demütigung des Gegners und in die Folgen von kriegerischen Auseinandersetzungen für die Familie. Ebenso sind geschlechtliche Unterschiede in den anderen Feldern zu finden.

Mit einer weiteren Umkreisung des Begriffs Gewalt folgen die Differenzierungen in *physische*, *psychische* und *strukturelle* Gewalt. Gerade in der letztgenannten erfolgt eine direkte Koppelung an unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und Machtstrukturen, angefangen von dyadischen Paarbeziehungen über Gruppen bis hin zu Institutionen und Organisationen, die *öffentlich sichtbare* Gewalt meint bzw. die in *öffentlichen Räumen* stattfindet. Weiterhin kann empirisch eine Unterscheidung nach *verbaler*, *physischer*, *psychischer* Gewalt und die *gegen Sachen* vorgenommen werden. Bedingt durch den meist prozessartigen Charakter sind die Ausprägungen von *Gewaltakzeptanz*, *-bereitschaft* sowie die *Gewalttätigkeit* von Bedeutung (vgl.

Lamnek 2000b: 231f.). Damit sind die grundsätzlichen Gewaltdimensionen erklärt. Für Präventionsarbeit, Opfer-Täter-Ausgleich oder subjektzentrierte Beratung spielen diese Unterscheidungen eine große Rolle, zielt man auf die Verhinderung, Verarbeitung und Ursachen von Gewalt.

Ein weiteres Feld ist die häusliche Gewalt in Familien, die wiederum viele verschiedene Formen und Ebenen hat. Einigkeit in Wissenschaft und Praxis herrscht je nach Struktur der Familie über die folgende Unterscheidung: Zwischen den Partnern (Partnergewalt als Täter und Opfer), zwischen den Eltern und Kindern (Kinder sind häufiger Opfer von Gewalt), zwischen Geschwistern oder zusammenlebenden Jugendlichen (oft als Fortsetzung der Eltern-Kind-Gewalt) und Gewalt gegen ältere Menschen bzw. ältere Angehörige (ebenso in betreuter Unterbringung), die im Haushalt leben (vgl. Lamnek 2000b: 235). Durch *Soziale Arbeit mit Familien* (vgl. Euteneuer/Sabla/Uhlendorff 2011: 438) können, neben den häufiger auftretenden erzieherischen Hilfen, auch Gewaltthemen in Erfahrung gebracht werden. Die amtlichen Zahlen aus den Jugendämtern lassen leider keinen direkten Rückschluss auf explizite Gewalt zu. Über die Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) wurde bspw. als Anlass „[...] Belastungen des jungen Menschen durch familiäre Konflikte (etwa 28 %) [...]“ (Richter 2011: 433, Auslassungen, P. A.) gemeldet, worunter auch Gewalthandlungen vermutet werden können.

In einem Interview mit der Politologin und Sozialwissenschaftlerin Monika SCHRÖTTLE vom 24.04.2021, die am *Institut für Gender, Gewalt und Menschenrechte Erlangen-Nürnberg* forscht, erwähnte sie, dass leider alle erreichten Fortschritte der Emanzipation noch nicht in den Köpfen (der Männer) angekommen sind, was die Gewalt innerhalb der Partnerschaft erkläre. Nach ihr befinden wir uns in einem *großen Geschlechterkampf* mit dem Hang der Männer zum Machismus, rechten und populistischen Bewegungen. (vgl. Schröttle 2021). Was SCHRÖTTLE damit ausblendet ist die Tatsache, dass auch viele Männer Opfer von (sexualisierter) Gewalt sind (vgl. Schutzbach 2018: 13). Auch blieb der scheinbare Geschlechterkampf unerklärt stehen, wenn sie es wörtlich meinte, dann kann der Kampf mit Zahlen über Opfer und Täter etwas näher betrachtet werden. Die Aussage von SCHUTZBACH deckt sich auch mit den Ergebnissen aus der Folgeuntersuchung *Männer in Bewegung - zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland*, herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). Als ein Ergebnis wurde festgehalten, dass von

Frauen wie Männern zwar die Konnotation *gewalttätig* immer noch mehr dem *männlichen* zugeordnet wird. Weiterhin steigen auch die Zahlen auf beiden Seiten des Geschlechts mit erlittener Gewalt, wobei den Männern mehr Gewalt angetan wurde, sie also öfters Opfer von Gewalt sind. Weiteres Ergebnis ist, dass die alltäglich brachiale Gewalt im Ort Familie dominiert, dort erlitten sie die Frauen häufiger. Auffällig auch die Zunahme von gewalttätigen *modernen* Frauen im Vergleich zu den *teiltraditionellen* Frauen, während bei den *modernen* Männern es umgedreht ist, sie also weniger Gewalt erfahren haben und gleichzeitig auch weniger erleiden mussten (vgl. Volz/Zulehner 2009: 317). EHLERT verdeutlicht den Zusammenhang, warum Jungen und Männer mehrheitlich als Täter von Gewalt, entsprechend Mädchen und Frauen eher als Opfer in den Blick geraten. Gründe dafür sieht sie in den verknüpften Zuschreibungen aus dem Alltagsbewusstsein von Männlichkeit und Weiblichkeit (vgl. Ehlert 2012: 81; vgl. Kapitel 3.16 Stereotype). Ich denke aus ihrer Aussage kann auch der Vorwurf des Generalverdachts herausgelesen werden, der in der Diskussion über mehr männliche Erzieher in Kita und Schule immer wieder zu hören ist. Auch FAULSTICH-WIELAND sieht mit diesem Vorwurf eine gefährliche verallgemeinerte Zuschreibung und Gleichmacherei, die zudem das Bild der hegemonialen Männlichkeit mit produziert, welches doch verändert werden sollte (vgl. Faulstich-Wieland 2011: 237).

Familie kann soziologisch als eine Institution beschrieben werden, die potentiell sehr gewalt- und konflikthanfällig ist. Dies liegt begründet in der Intimität und Nähe in Verbindung mit starker Emotionalisierung, die sich über das langzeitige Zusammenleben von verschiedenen Generationen und Geschlechtern herausbildet, so dass Konflikte eher eskalieren können. Innerfamiliäre Normen in Bezug auf Konfliktbearbeitung oder gar das angenommene (punitiv) Züchtigungsrecht der Eltern beeinflussen damit die Kinder. Sie erleben Gewalt somit als eine (subjektiv empfundene) legitime und erfolgreiche Strategie der Konfliktlösung bzw. -bewältigung. Die angeeignete Strategie kann später auch an eigene Kinder oder Partner weitergeben werden oder in anderen Lebenssituationen Anwendung finden (vgl. Lamnek 2000b: 235). Natürlich hat Familie auch stabilisierende Funktionen und wird als Ressource für die Bearbeitung von sozialen Problemen beschrieben, selbst wenn sie teilweise eine Quelle für selbige ist (vgl. Euteneuer et al. 2011: 438), die im Kapitel 4.5 *Soziale Arbeit und Gender in der Familie* weiter ausgeführt werden.

Eine theoretische und systematische Ursachensuche von Gewalt fördert wieder eine große Bandbreite an Ansätzen, Theorien und Thesen aus kriminologischer, psychologischer, soziologischer und pädagogischer Sicht zutage. Es gibt *Aktionsmodelle*, deren Grundlage eine angeborene Aggressionsbereitschaft sei, *Reaktionsmodelle*, die Umweltreize als Auslöser von Gewalt sehen, *Strukturmodelle*, die ohne Akteure auskommen und in den (sozialen) Verhältnissen die Ursache suchen (vgl. Kapitel Strukturkategorie Geschlecht) und *Interaktionsmodelle*, die Gewalt als Ergebnis von subjektiver Verarbeitung von objektiven Erfahrungen sehen (vgl. Lamnek 2000b: 236). Eine vollumfängliche Erklärung liefert keines der bisher erwähnten Modelle, aber sie bieten Anhaltspunkte für eine Auseinandersetzung mit konkreter erlebter oder ausgeführter Gewalt, in der auch Gender eine Rolle spielen kann.

Auftretende (illegitime Gewalt) kann nach LAMNEK mit den Theorien des *Abweichenden Verhaltens* beschrieben und analysiert werden. Hierzu zählt bspw. die *Anomietheorie*, die abweichendes Verhalten und folglich auch Gewalt aus einer Diskrepanz zwischen verfügbaren (legalen) Mitteln und den Zielen oder Normen einer Gesellschaft erklärt. und damit auf das rationale Handeln einer Person abzielt (vgl. Bereswill/Neuber 2011: 89). Da für jedes Geschlecht aktuell (noch) unterschiedliche Mittel bereit stehen und sich auch die zugeschriebenen Normen unterscheiden, könnte darin Gender (Mainstreaming) ein Anknüpfungspunkt sein.

Mit dem *Labeling Approach* Ansatz, auch *Etikettierungsansatz* (vgl. Recker 2000: 390; vgl. Lamnek 2000b: 236) genannt, wird auf die Bedeutung von Zuschreibungen für das Individuum und auf den Prozess der Etikettierung geschaut und was vermeintlich als normal bzw. abweichend gilt. Mit diesen Zuschreibungen wird bei näherer Betrachtung deutlich, dass gesellschaftlich andere Maßstäbe für abweichendes Verhalten von Jungen und Mädchen und Frauen und Männer an den Tag gelegt werden. Tun sie genau das gleiche, wird das unterschiedlich bewertet (vgl. Bereswill/Neuber 2011: 89).

Als letzte der Theorien soll noch die *Subkulturtheorie* (vgl. Klein/Pfister 2000: 661) erwähnt werden, die hauptsächlich für Jugendliche und junge Erwachsene Anwendung findet und sich in meinen Augen mit dem Ansatz des *differentiellen Lernens* (vgl. Lamnek 2000a: 118) überschneidet, da in den gelebten Subkulturen oft Werte, Normen und Verhaltensweisen akzeptiert werden, die vom Rest der Gesellschaft als abweichend oder deviant bezeichnet werden.



Dazugehörige, anerkannte oder geforderte (körperliche) Gewalt innerhalb der Subkultur-Gruppe, wie es z. B. ausgesprochen in der Hooligan-Szene der Fall ist, kann auch das Verhalten außerhalb der Gruppe beeinflussen. Wie BERESWILL & NEUBER erwähnen, beinhaltet keine der vier erwähnten Theorien des Abweichenden Verhaltens eine systematische Kategorie Geschlecht (vgl. Bereswill/Neuber 2011: 89). Wie ich aber der durch die Kombination der Erkenntnisse aus unterschiedlichen Quellen und Fachrichtungen, zu einem Phänomen wie die Hooligan-Szene, gezeigt habe wird deutlich, dass diese Aspekte durchaus für das Gewalt und Genderthema eine Rolle spielen. In Hooligan-Gruppen sind meistens nur (junge) Männer und keine Frauen. Damit findet sich im Geschlechterverhältnis durchaus eine Möglichkeit, sie in den Theorie-Ansätzen zu verorten und damit weiter zu arbeiten.

Von LAMNEK wird abschließend noch das Selbstkontrollkonzept, das die Basis für GOTTFREDSONS & HIRSCHIS (1990) *Kontrolltheorie* bildet, und die *Frustrations-Aggressionstheorie* erwähnt. Beide zielen auf die intrapsychische Verarbeitung. Während aus der niedrigen Kompetenz zur Selbstkontrolle ein starkes Bedürfnis nach sofortiger Befriedigung bzw. Belohnung und eine starke Augenblicksorientierung die Gewalttat hervorbringt, geht es bei der immer wieder erlebten Frustration um eine sich erhöhende Wahrscheinlichkeit mit einer gewaltförmigen Reaktion bzw. Handlung zu reagieren. Frustrationstoleranz und erlernte, auch alternative Handlungsmuster, steuern die Bedingungen für das Aggressionspotential (vgl. Lamnek 2000b: 236). Mit den von BÖHNISCH beschriebenen unterschiedlichen Handlungsmustern der Externalisierung (Abspaltung von Bedürftigkeit) von Gefühlen bei Männern (vgl. Lenz 2011: 303) und der eher nach innen gewandten Verarbeitung bei Frauen, lässt sich sozialpädagogisch daran anknüpfen, um Möglichkeiten zu bieten, die bisher erlernten Verhaltensweisen durch eine Erweiterung an Optionen zu ergänzen.

#### ➤ **Zwischenfazit Gewalt und Gender**

Gewalt, Krieg und Frieden gehören gedanklich zusammen und so ist es nicht verwunderlich, dass es für jedes Gebiet eine spezifische Wissenschaft gibt. Begreift man Gewalt auch als eine Ausdrucksform von Konflikt, so kann mit Methoden aus der Konfliktforschung wie der Mediation und des Konfliktmanagement interveniert und präventiv gearbeitet werden (vgl. Gugel 2011: 483). Das Wissen aus der Gender-Forschung steht dabei als wichtige Säule

neben den anderen Kompetenzbereichen der Sozialarbeit und kann als Erweiterung in die Arbeit miteinfließen.

Mit den Annahmen aus der Anomie Theorie wurde eine wichtige Grundlage für das Verständnis von abweichendem Verhalten geschaffen, die auch die Sphäre des Geschlechts betrifft und Teil der Genderkompetenz sein muss.

Die Familie spielt einerseits analog zu unserer Gesellschaft und der Arbeitswelt eine wichtige Rolle als Ausgangspunkt von Konflikt und Gewalt (auch zwischen den Geschlechtern), andererseits bietet sie auch eine Vielzahl an Ressourcen, Rückhalt und einen Rückzugsort bei sozialen Problemen. Eine familiale Lebenswelt bzw. verlässliche Partnerschaft, geprägt von Stabilität und Liebe wird gewünscht, geschätzt und gesucht (Männern 87 %, Frauen 91%), auch wenn Volz & Zulehner gleichzeitig destabilisierende Kräfte attestieren (vgl. Volz/Zulehner 2009: 311). Für dieses Kapitel relevant sind aber nur einige Punkte die sie mit einer enormen Romantisierung der Liebe, „[...] bei gleichzeitiger Inkompetenz zu kooperativer Konfliktbearbeitung [...]“ (Volz/Zulehner 2009: 321, Auslassungen, P. A.) beschreiben. Ebenso hat Scheidung als moralisch prägendes Ereignis an Bedeutung verloren und als letzten Grund wird eine Abschwächung von Normen beschrieben, die einmal zu sozialer und sexueller Treue beigetragen haben (vgl. Volz/Zulehner 2009: 321).

Auch wenn die Zahlen aus Gewaltstudien zum schulischen Umfeld eine deutliche Tendenz zu gewaltbereiten und gewaltaktiven männlichen Kindern und Jugendlichen sprechen, sind die Einflussfaktoren vielfältig. Zu nennen sind hier bspw. die Elternhäuser in denen Konflikte oft gewaltförmig bearbeitet werden oder der Konsum von Gewaltvideos und Computerspielen mit fiktiver Gewaltausübung, so dass nicht der Fehler gemacht werden darf, eine reine monokausale Interpretation zu nutzen (vgl. Lamnek 2000b: 234).

Ein weiterer kritischer Punkt für die Ausführung von Gewalt ist Autorität. Eine Faustformel könnte lauten, je mehr Autorität eine Person bekommt (auch zugeschriebene), desto mehr Gewalt wird akzeptiert. Autoritarismus ist demnach ein Symptom einer Persönlichkeitsschwäche (inneren Schwäche). Dadurch ist die Gewaltprävention konkret an die Stärkung von Selbstsicherheit, innerer Freiheit und Persönlichkeitsstärke (Selbstwert und Selbstvertrauen) gebunden (vgl. Volz/Zulehner 2009: 190). Eine wichtige Aufgabe – vor allem für Jungen bei der Gestaltung von Männlichkeit – ist zu lernen, die

Unterscheidung zwischen Energie, Kraft, Kampf und Durchsetzungsvermögen einerseits und Brutalität, Rücksichtslosigkeit und Gewalt (auch sexuelle) andererseits (vgl. Bentheim et al. 2004: 33).

Hier muss in zwei Richtungen weiter gedacht werden. Vor dem Auftreten von Gewalt bekommt die Präventionsarbeit in der Sozialen Arbeit eine besondere Bedeutung. Zum Beispiel kann hier schon in der Kita folgender geschlechtshomogener Workshop angeboten werden: Es werden die Grenzen zwischen Energie, Kraft, Kampf, Durchsetzungsvermögen und Brutalität, Rücksichtslosigkeit, Gewalt erlebbar gemacht. Dazu wird den gewaltauffälligen Kindern die Teilnahme an einer Ringer(innen)gruppe bzw. Raufier(innen)gruppe angeboten, in der sie unter fairen Bedingungen und klaren Regeln ihre Kräfte, Energie und ihr Durchsetzungsvermögen messen können. Wer dabei gegen die sportlichen Regeln verstößt, wird sanktioniert. Die gewaltauffälligen Kinder lernen so, mit ihrem Gewaltpotenzial verantwortungsbewusst umzugehen. Aus der Jungen- und Männerarbeit und persönlich aus dem MPJ ist mir auch die *Methode Schwertkampf* bekannt. Hiermit kann eine intensive Erfahrung pädagogisch begleitet werden, um den Umgang mit Aggression und Körperkraft, mit Schutzbedürfnis und Vertrauen und mit Beziehungen und Begegnungen zu gestalten. Klare Regeln helfen auch hier Überschreitungen klar zu benennen. Dieses Setting ist für Frauen bzw. Mädchen und für Männer bzw. Jungen gleichermaßen in geschlechtshomogenen Gruppen geeignet (vgl. MANNE e. V. 2009)

Kam es bereits zu Gewalt in erlebter oder ausgeführter Form, so ist dies Aufgabe der sozialpädagogischen Beratung und Begleitung. Mit einem geschlechtshomogenen Setting kann auch hier der geschützte Raum für das oft von Scham begleitete Phänomen Gewalt als Täter und Opfer bearbeitet werden.

## 4. Gender und Soziale Arbeit in der Praxis

### 4.1 Gender in der Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit

Mit dem Kapitel 4.1 beleuchte ich einleitend die historischen Wurzeln der Sozialen Arbeit um die Zusammenhänge einer traditionell begründeten geschlechtlichen Arbeitsteilung darzulegen. Neben der Geschlechterhierarchie betrachte ich auch die Zuschreibung als Frauenberuf und diskutiere Perspektiven für eine geschlechtergerechte, als Querschnittsaufgabe verstandene Soziale Arbeit.

Bereits im Jahr 2001 erschien in der Einleitung über die Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit ein Aufruf der Autoren an die gesamte Disziplin der Sozialen Arbeit. GRUBER & FRÖSCHL fordern für eine zeitgemäße Sozialarbeit die Analyse des Geschlechterverhältnisses sowie eine Reflexion der Geschlechterdifferenz. Zudem sollte das Thema Gender in der Ausbildung von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern einen festen Bestandteil haben (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 13).

Ein Blick zurück in die Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit verdeutlicht einige Zusammenhänge, die sich bis heute in Teilen noch aufzeigen lassen. Ausgehend von Alice SALOMON gründete sich in den Anfängen des 20. Jahrhunderts die berufliche Ausbildung zur Sozialen Arbeit an der Gesellschaft, gerichtet an arme und hilfsbedürftige Menschen. Mit dem Begriff der *Mütterlichkeit*, als zugeschriebene Eigenschaften von Frauen, sollte eine besondere Eignung der Frau für diese Arbeit hervorgehoben werden (vgl. Ehlert 2012: 35). Offensichtlich trugen hier schon klassische Geschlechterstereotype zur Festlegung einer Eignung zu diesem neuen Beruf bei. Mit dem *Reichsjugendwohlfahrtsgesetz* vollzog sich im April 1924 die Integration der Männer in das Berufsfeld der Sozialen Arbeit (vgl. Ehlert 2012: 35). Die traditionelle Arbeitsteilung in den Anfängen der Fürsorgetätigkeit in Deutschland lässt sich grob als Innen- und Außendienst beschreiben. Dabei war die eigentliche, oft schlecht bezahlte Arbeit mit Kontakt zu Klient/-innen von der Frau zu leisten (vgl. Ehlert 2012: 36). Elfriede FRÖSCHL erwähnt in ihrer Einleitung über den Beruf der Sozialen Arbeit, dass in diesem Berufsfeld vorrangig Frauen beschäftigt sind. Sie weist in ihren weiteren Ausführungen darauf hin, dass eben diese Frauen relativ wenig entscheiden konnten und das dies geschichtlich betrachtet, auch schon immer so war. Mit dem Hintergrund, dass gerade in der Sozialen Arbeit Benachteiligung einen hohen Stellenwert

haben sollte, da sich die Themen der Klienten und Klientinnen häufig darum drehen, versucht sie zu zeigen, dass Diskriminierungen für alle Tätigen im eigenen Berufsfeld häufig passieren (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 285). Auch Lotte ROSE, die sich dem Thema *Gender und Soziale Arbeit jenseits des Mainstreams* nähert, konstatiert, dass Genderaspekte durch die Interaktion zwischen Männern und Frauen eine bedeutende Rolle spielen (vgl. Rose 2007: 17). Das Geschlecht spielt sowohl zwischen Klient(in) und professionell tätiger Person, als auch zwischen den Kolleg-/innen unter sich eine Rolle. Durch eine zunehmende Ökonomisierung sehen GRUBER & FRÖSCHL außerdem die Gefahr, dass Sozialarbeit gespalten werden könne. In einen *verwaltenden und leitenden* männlich besetzten Sektor und in einen weiblich besetzten *ausführenden* Bereich (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 285). Dieser Aussage stimmt auch Claudia WALLNER zu, die ebenfalls unter Berücksichtigung der historischen Genese der Sozialen Arbeit und mit Blick auf die Daten der letzten 30 Jahre im statistischen Geschlechterverhältnis, zu folgendem Fazit kommt: „[...] Soziale Arbeit ist immer noch weitgehend Frauenarbeit unter Männerregie“ (Wallner 2008: 43, Auslassung, P. A.).

Die Wurzeln der geschlechtlichen und räumlichen Arbeitsteilung wird von GRUBER & FRÖSCHL in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verortet. Das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie der reichen Oberschicht folgt dem damals üblichen *natürlichen* Unterschied zwischen Mann und Frau: *ER* geht außerhalb des Hauses seinen öffentlichen Aufgaben nach, während *SIE* sich um die behagliche Atmosphäre und die Erziehung der Kinder zu kümmern hat (vgl. Gruber/Fröschl. 2001: 286). WALLNER erwähnt den *Allgemeinen Deutschen Frauenverein*, der 1865 gegründet wurde um für das Recht auf Bildung und politische Partizipation zu kämpfen. Obwohl als erste (gemeinsame) Frauenbewegung gegründet, muss auch hier auf die Heterogenität innerhalb der Gruppe hingewiesen werden, denn im bürgerlichen Lager wurden andere Emanzipationsstrategien verfolgt als im proletarisch-sozialistischen Lager (vgl. Wallner 2008: 31). Wollte die Frau sich auch außerhalb der familiären Sphäre (ehrenamtlich) betätigen, so gab es dafür die Möglichkeit gute Taten in Armenvierteln zu verrichten. Außerhalb des Hauses war diese Betätigung für Frauen der Oberschicht, die einzige Möglichkeit eine sinnstiftende Aufgabe auszuführen (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 287). Vor allem für die bürgerlichen Frauen kann die damalige Gedankenkette zur Erweiterung ihrer Rechte durch

die Schlagwörter Bildung, Erwerbsarbeit in Form von sozialer Arbeit, Selbständigkeit und schließlich politische Teilhabe zusammengefasst werden (vgl. Wallner 2008: 32).

Als Emanzipationsschub bezeichnet sie diesen erweiterten Handlungsspielraum der Frauen, denn viele strebten ein unkonventionelles Leben an und viele der Frauenbewegung Zugehörigen prägten in den folgenden Jahren die Soziale Arbeit. Jeanette SCHWERIN (gründete 1892 die *Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur*; und war ebenfalls im Gründungskomitee der *Berliner Mädchengruppe für soziale Hilfsarbeit*) und Alice SALOMON (Gründerin der ersten zweijährigen *Sozialen Frauenschule* 1908) gehören zu den Frauen der ersten Stunde in der Geschichte der Sozialen Arbeit in Deutschland (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 287f.). Gleichzeitig mit der Etablierung der Sozialen Arbeit zog auch das Leitprinzip *geistige Mütterlichkeit* in die Berufsethik konstituierend mit ein. Ursprünglich gedacht mit der Bestrebung nach Gleichstellung der Geschlechter (gleichwertige, gegenseitige Ergänzung zu einer Einheit), denn es sollte die Begabung der Frau für Erziehung und Gemeinschaftsbildung unterstreichen. Als Kulturleistung verstanden beinhaltete das Konzept nicht nur die Befreiung aus der Benachteiligung, sondern wurde auch als Wesensunterschied zum Mann betrachtet. Emotionalität, Wärme, Lebendigkeit und Menschlichkeit sollten als Qualifikationsmerkmale für den Beruf und als Garant für eine gesellschaftliche Erneuerung dienen. Die Position der Frau im neu entwickelten Erwerbsarbeitsfeld wurde so gestärkt, aber auch der Geschlechterdualismus manifestiert, dessen folgenreiche Geschlechterverteilung noch heute in der Sozialen Arbeit zu spüren sind (vgl. Wallner 2008: 32f.).

„Alice Salomon bemühte sich vor allem um die Weiterentwicklung des Berufs der Sozialarbeiterin, indem sie Lehrbücher für die Berufsausbildung verfasste und 1925 eine ‚Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit‘ gründete, die sich hauptsächlich der Fortbildung der Fürsorgerinnen widmen sollte.“ (Gruber/Fröschl 2001: 290, Hervorhebung im Original)

Erst nach 1949 änderte sich die Situation durch die Zulassung von Männern zur Fürsorgeausbildung. Jedoch änderte das zunächst wenig. In der Sozialen Arbeit waren fast ausschließlich Frauen tätig. Die Arbeit wurde weiterhin schlecht bezahlt und sie hatte geringen gesellschaftlichen Einfluss. Mit dem Eintritt der Männer in den Beruf stiegen auch die Zahlen der damit ihnen besetzten Leitungspositionen. Bezahlung und Prestige des Berufs stiegen ebenfalls und durch die Einflüsse der 1968er Bewegung fanden auch immer mehr soziologische Theorien als Erklärung von Ursachen sozialer Probleme Einfluss in die

sozialpädagogischen theoretischen Diskussionen (vgl. Gruber/Fröschl 2001: 291). EHLERT stellt fest, dass diese Geschlechterhierarchien in vielen Berufen heute noch zu beobachten sind. Durch geschichtliche Entwicklungen ist die heutige Berufswelt in zwei Richtungen aufgeteilt. Eine vertikale Segregation beschreibt die unterschiedlichen Hierarchieebenen in einem Beruf und die horizontale Segregation die Aufteilung der Berufe zwischen Männern und Frauen. Dies führt neben typischen Männer- und Frauendomänen auch zu Unterschieden im gesamten Volumen der Erwerbsarbeitszeit über die Lebensspanne und im Stundenlohn für vergleichbare Arbeit (vgl. Ehlert 2012: 47; vgl. Abbildung 1 u. Abbildung 2). Auf die Lebensspanne gerechnet muss bei der Frau auch noch die Zeit für Kindererziehung abgezogen werden, meist mit der Folge, dass nach der Familienpause ein erneuter Eintritt ins Berufsleben erschwert ist.

„Das heißt Tätigkeiten und Aufgaben, [...] sind mit Geschlechterbildern verbunden, die häufig das jeweils andere Geschlecht ausschließen. Muskelkraft, Verstand, Sachlichkeit wurde und wird mit männlichen Tätigkeiten assoziiert, Versorgung, Pflege, Erziehung und feinmotorisches Geschick den Frauen zugeordnet. Diese geschlechtlichen Codierungen gehen mit Zuordnungen zu Berufen einher, die [...] ungleiche Strukturen des Arbeitsmarktes abbilden und reproduzieren [...]“ (Ehlert 2012: 49, Auslassungen, P. A.).

Mit einer bildhaften Beschreibung dieser versteckten Prozesse im Berufsleben, wenn Frauen in Männerdomänen vorstoßen und umgekehrt, wird es so verdeutlicht: Von einer diskriminierenden *gläsernen Decke* für Frauen, die Aufstiegschancen verhindert und einem bevorteilenden *gläsernen Fahrstuhl* für Männer, die schneller an höhere Positionen im Berufsfeld gelangen, spricht die US-amerikanische Soziologin Christine WILLIAMS (vgl. Ehlert 2012: 50f.). Damit schildert sie anschaulich, wie die Schere zwischen den ungleich verteilten Verdienstmöglichkeiten zwischen den Geschlechtern aufgemacht wird.

Wie Strukturen immer wieder neu – unhinterfragt – reproduziert werden, die aufgrund der Vorstellungen der Fähigkeiten des jeweiligen Geschlechts existieren, kann in der alltäglichen Arbeit beobachtet werden: Männern in der Sozialen Arbeit werden oft geschlechtsstereotype Eigenschaften zugeschrieben, sodass sie für die *groben* Dinge wie Sport und wilde Aktivitäten mit Kindern eingesetzt werden, bei Konflikten scheinbar besser geeignet erscheinen oder auch bei handwerklichen Tätigkeiten eher zum Einsatz empfohlen werden als die weiblichen Kolleginnen (vgl. Ehlert 2012: 55). Eine Konsequenz aus diesen Schilderungen wäre, auch bei scheinbar alltäglicher

Arbeit zu schauen, ob traditionelle Aufgaben neu verteilt werden können, mit dem Fokus auf das sonst übliche Verteilungsmuster der *Gewohnheit*.

Aus Studien mit heterosexuellen Paaren (Jean-Claude KAUFMANN 1994, 2005) über die Gleichheitsvorstellungen und Ideen der Arbeitsteilung im Haushalt weiß man, dass sich diese oft durch scheinbar unbedeutende Gesten und Alltagshandeln verändern, ja sogar Geschlechterkontraste reproduzieren. Es wird von inkorporierten Praktiken gesprochen, die im Vergleich zu den diskursiven Idealen der Gleichberechtigung viel stärker zum Tragen kommen und eine Eigendynamik entwickeln, die stärker wirkt als der theoretische Gedanke oder die noch nicht verinnerlichte Grundhaltung. Auf die Soziale Arbeit und den beruflichen Alltag geschaut, wäre es also sicher interessant, wie dieses diskursive Geschlechterwissen die tägliche Handlungspraxis beeinflusst, sowohl zwischen Adressatinnen und Adressaten und den Professionellen, als auch intern im Team von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern (vgl. Ehlert 2012: 119f.). Warum es so schwer erscheint, den altgewohnten Pfad zu verlassen und neue Wege zu gehen, verdeutlicht folgender Satz:

„Diese [inkorporierten] Wissensbestände sind im Sinne des weiblichen und männlichen Habitus in den Körper von Menschen eingeschrieben, also in Fleisch und Blut übergegangen.“ (Ehlert 2012: 119, Erg. P. A.)

Während BRÜCKNER, eine Professorin aus der Frankfurter Feminismusforschung das Profil für die Arbeit im sozialen Bereich sehr genau als Weibliches beschreibt, stellt BRANDES fest, dass es ein vergleichbares Profil für Männer in der Sozialarbeit nicht gibt (vgl. Brandes 1998: 47). BRÜCKNER nutzt dabei stereotype weibliche Fähigkeiten, wie Bindungen einzugehen, Mitmenschlichkeit zu zeigen, Beziehungen zu leben oder sich empathisch in andere einzufühlen. Professionell betrachtet, sind dies alles Fähigkeiten, die elementar im Beruf der Sozialen Arbeit sind (vgl. Brückner 1992, 535). Rita JÜNEMANN stellt dazu ergänzend fest, dass man als Individuum keinen Einfluss auf die Außenperspektive, hier die Interpretation des Berufs *Soziale Arbeit als Frauenberuf* hat. Damit einher geht eine gesellschaftliche Abwertung, was sich wiederum auf die Bezahlung oder die quantitative Arbeitszumutungen auswirkt (vgl. Jünemann 2000: 41).

Gender *ist* ein Thema für die Soziale Arbeit. Diese Aussage untermauert ROSE mit zwei Argumentationen. Erstens sei es eine Frage von Rationalität und Pragmatik, denn die Klient-/innen der Sozialen Arbeit sind nun einmal Menschen und egal welchen Hintergrund sie auch haben möchten, aus welchen



Kulturkreisen sie kommen, welches Alter sie auch haben, sie sind immer auch geschlechtliche Wesen, sodass sich die Soziale Arbeit mit diesen Genderdifferenzen auseinandersetzen muss, um passende, heißt zielgruppenadäquate Dienste anbieten zu können (vgl. Rose 2007: 16). Die zweite Argumentation geht auf die gleichstellungspolitische Relevanz einer Sozialen Arbeit ein, die nicht nur personenbezogene Hilfen bieten soll, sondern auch für soziale Chancengleichheit und gerechtere Verhältnisse zwischen den Geschlechtern eintritt. Als Querschnittsaufgabe hat sich dieses Vorhaben, zumindest offiziell in Fachkreisen, schon etabliert (vgl. Rose 2007: 18f.).

### 4.2 Geschlechtsbewusste Soziale Arbeit mit Jungen und Mädchen

Mit diesem Kapitel stelle ich die Entwicklung der Jugendarbeit aus den 1980er Jahren zur Jungen- und Mädchenarbeit und der später ergänzenden Überkreuzpädagogik dar. Ich gebe die Bilder von Mädchen und Jungen aus dieser Zeit wieder und halte die Grundprämissen und Forderungen für die geschlechtsbewusste Arbeit fest.

Noch in den 1980er Jahren ist die Jugendarbeit hauptsächlich an den Jungen ausgerichtet und unterschlägt damit die Bedürfnisse vieler Mädchen (vgl. Ehlert 2012: 99). Als Ergebnis dieser Erkenntnis und den zunehmenden Emanzipationsbestrebungen fordern die Frauen auch ihr Recht auf Beachtung in den Angeboten der offenen Jugendarbeit ein. Diese wurde zwar als Jungenarbeit gedeutet, auch wenn es noch keine geschlechtsbewussten Ansätze gab. Falls doch mal eine Geschlechtertrennung stattfand, dann eher unter einer als *Mädchenschutzpädagogik* verstandenen Annahme. Immerhin fiel dadurch die Geschlechtszugehörigkeit schon ein erstes Mal bewusst ins Blickfeld der Jugendarbeit (vgl. Kunert-Zier 2008: 52). Mit der Veröffentlichung des 6. Jugendberichts der Bundesregierung *Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland* im Jahr 1984, wird die systemische Benachteiligung von Mädchen in der gesamten Jugendhilfe dargestellt (vgl. Ehlert 2012: 100). Als erstmalige öffentliche Würdigung der Mädchenarbeit wertet KUNERT-ZIER die Veröffentlichung, denn bisherige *geschlechtsspezifische Ansätze* wurden seinerzeit kaum beachtet (vgl. Kunert-Zier 2008: 53). Eine gesetzliche Grundlage bildet dann ab 1990 der § 9, Absatz 3 des Achten Sozialgesetzbuches (SGB VIII):

„Bei der Ausgestaltung der Leistungen und der Erfüllung der Aufgaben sind die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen,

Benachteiligungen abzubauen und Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern.“ (§ 9 Abs. 3, SGB VIII)

Diese Gesetzgebungsformulierung gibt nun auch Kommunen eine juristische Basis für geschlechterreflexive Arbeit (vgl. Ehlert 2012: 101). Die Begriffe geschlechtsbewusste, -reflexive oder geschlechtersensible Arbeit sind als synonym anzusehen. Wie im Kapitel 3.10 *Doing Gender* schon erwähnt, erhielt der Begriff geschlechtsspezifische Arbeit eine negative Konnotation, da sich u. a. die Vorstellungen über die Zugehörigkeit zu einem der zwei Geschlechter gewandelt haben und er hier einengend wirkt. Für die Ausgestaltung der konkreten Praxis wird zuerst der männliche Ansatz erklärt.

Der Begriff Jungenarbeit wird von WINTER als geschlechtsbezogene pädagogische Arbeit bezeichnet, die von erwachsenen Männern und Jungen geleistet wird (vgl. Winter 2005: 906). Die geschlechtsbewusste Jungenarbeit, als Ergänzung zur inzwischen etablierten Mädchenarbeit findet ihren Ursprung Mitte der 1980er Jahre in Frille in NRW und kann als Meilenstein bezeichnet werden. Mit dem Abschlussberichts eines Modellprojekts, herausgegeben von der *Heimvolkshochschule Alte Molkerei Frille*, wird der Ansatz *antisexistische Jungenarbeit* genannt (vgl. Ehlert 2012: 104f.). Wobei heute längst nicht nur das Thema Antisexismus bearbeitet wird, sondern es viel mehr um den geschützten Raum für das jeweilige Geschlecht geht, in dem Erfahrungen gemacht werden können, ohne dabei dem Konkurrenzdruck innerhalb des eigenen Geschlechts (durch das Buhlen um das andere Geschlecht) oder der oft stattfindende Abwertung des anderen Geschlechts ausgesetzt sein zu müssen (vgl. Kapitel 3.17 mit hegemonialer Männlichkeit). Das sorgt für Entspannung und Eröffnet eine neue Tiefe des Miteinanders.

Als wissenschaftliche Begleitung für das *sächsischen Modellprojekt Jungenarbeit*, gingen Prof. Gerd STECKLINA und ich der Frage nach, warum es sich lohnt mit Mädchen und Jungen geschlechterreflektiert zu arbeiten und über ihre geschlechtsspezifischen Identitäten und Geschlechterannahmen ins Gespräch zu kommen. Das ist gerade wichtig, weil die Annahme weit verbreitet ist, Evolution und Biologie allein bedingten die Geschlechter (vgl. Ament/Stecklina 2009: 61). EHLERT geht ebenfalls auf die Zielrichtung einer geschlechtersensiblen Arbeit ein. Es sollen die jeweiligen Bedürfnisse von Mädchen und Jungen wahrgenommen und vor allem die Optionen für Handlungsspielräume und Entwicklungsmöglichkeiten beider Geschlechter erweitert werden (vgl. Ehlert 2012: 105).

Wurden in den Anfänger der 1980er Jahre Mädchen und Frauen noch häufig als Opfer verstanden, so fand ein Perspektivwechsel hin zur weiblichen Subjektivität statt. Die von Beginn an geltenden Postulate der Mädchenarbeit, mit den Stärken arbeiten, Parteilichkeit und Betroffenheit einbringen, bekamen durch wissenschaftliche Theorien bspw. von HAGEMAN-WHITES *Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit* eine theoretische Basis (vgl. Kunert-Zier 2008:52ff; vgl. Kapitel 3.10 Doing Gender). Mit der Shell-Jugendstudie 2000 scheint sich das Bild von den Mädchen gewandelt und damit eine Angleichung der Lebenslagen von Mädchen und Jungen etabliert zu haben (vgl. Ehlert 2012: 101f.). Sie beschreibt das neue starke Mädchenbild und die damit folgenden Herausforderungen so:

„Die neuen Mädchenbilder produzieren Druck, Wünsche, ihnen zu genügen, Zweifel, ihnen nicht zu genügen und Erfahrungen sie nicht zu erreichen. Dabei wird deutlich, dass die Bilder vom starken Mädchen ebenso einseitig sind wie die vielfach kritisierten Bilder vom Mädchen als Opfer. Die Vielschichtigkeit, Zwiespältigkeit, Widersprüchlichkeit und Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Erfahrungen wird so verdeckt: stark und verletzlich, aktiv und hilflos, mutig und zurückhaltend, widerständig und eingeschränkt, aggressiv und vorsichtig zu sein.“ (Ehlert 2012: 102)

Das beschriebene, vielschichtige Bild der Mädchen deckt sich mit den Anforderungen und Erwartungen an den modernen Jungen. Die Vielzahl an Möglichkeiten und Wahlmöglichkeiten einer pluralistischen Gesellschaft, ohne genügend positiv wirkende und erreichbare Vorbilder, kann zu Überforderung und Resignation führen. Genau an diesen neuralgischen Punkten kann und soll Mädchen- bzw. Jungenarbeit ansetzen. Gleichwohl KUNERT-ZIER festhält, dass eine Entwicklung jenseits traditioneller Geschlechterbilder zwar wünschenswert und zu unterstützen sei, aber das heutige Verständnis von Genderkompetenz heiße, offen für die Entwicklungen von Jungen und Mädchen zu sein, auch ohne klare Leitbilder für Männlichkeit und Weiblichkeit zu haben (vgl. Kunert-Zier 2008: 56).

Trotz der vielfältigen Ausgestaltung von Angeboten und Arbeitsansätzen der Jungenarbeit hat sich die Arbeit mit Männern und ihren geschlechtsspezifischen Problemen und Herausforderungen kaum in die Soziale Arbeit integriert. (vgl. Ehlert 2012: 107). Mit einem ähnlichen Befund beginnen auch die Autoren Dieter SCHNACK und Rainer NEUTZLING im Jahr 2000 ihr bereits 1990 erstmals veröffentlichtes populärwissenschaftliches Buch *Kleine Helden in Not*. Im Vorwort ist zu lesen, dass sie einerseits mit Beruhigung und auch mit etwas Bedauern feststellen, dass sich im Hinblick auf die Erziehung in den letzten zehn Jahren nicht sehr viel verändert hat (vgl. Schnack/Neutzling 2007: 8).

Schaut man auf die Institutionalisierung von Jungenarbeit in Deutschland, so finden sich zwar zahlreiche (Modell-) Projekte, die auch einen gewissen Leuchtturmcharakter haben, aber eine Verstetigung und institutionelle Verankerung bleibt meist aus. Als Beispiel kann das sächsische Modellprojekt Jungenarbeit dienen. Bereits einige Jahre später verschwand die Internetpräsenz, da nicht geregelt war, wer nach dem Ende der Maßnahme die Finanzierung übernehmen wird. Damit verschwanden auch die Ergebnisse und Dokumentationen aus der Öffentlichkeit und es bleibt engagierten Einzelpersonen, Interessenvertretungen wie bspw. Landesarbeitsgemeinschaften (LAG) oder Landesfachstellen überlassen, thematisch daran an- und weiterzuknüpfen.

Eine Weiterentwicklung der geschlechtsbewussten Arbeit mit Mädchen und Jungen ist eine geschlechterreflektierte Koedukation, auch *Cross-Gender* oder Überkreuzpädagogik genannt, die gleichzeitig geschlechtshomogen wie -heterogen arbeitet, um so eine gleichberechtigte Begegnung und Annäherung zwischen Jungen und Mädchen zu ermöglichen (vgl. Ehlert 2012: 105f.). Die geschlechterreflektierende Überkreuzpädagogik wird von Annemarie SCHEIGHOFER-BRAUER mit dem Ziel beschrieben, für Mädchen und Jungen eine Erweiterung ihrer Wahlmöglichkeiten in der Lebensgestaltung zu schaffen. Jugendliche sollen dabei unterstützt werden, einen eigenen Weg, auch abseits der üblichen Geschlechterstereotypen zu finden (vgl. Scheighofer-Brauer 2011: 80).

Dieses abwechselnde Konzept erscheint mir als der Königsweg, denn so kann auch in gemischtgeschlechtlichen Gruppen zeitweise getrennt gearbeitet werden und die Vorzüge der geschlechtshomogenen Gruppenarbeit genutzt werden. Von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern wird so aber auch ein hohes Reflexionsvermögen abverlangt. Die Gefahr in das bipolare Deutungsmuster von Geschlecht zu rutschen und altbekannte Zuschreibungen und Geschlechtsstereotypen damit zu reproduzieren ist vorhanden (vgl. Ehlert 2012: 105). Um dem entgegenzuwirken, wird der geschlechtsbewusste Austausch in der Cross-Gender-Arbeit von männlichen und weiblichen Sozialarbeiter(innen) vorgelebt und gegenseitig reflektiert. Geschlechtsspezifische Sozialisation kann so zum Ausgangspunkt einer Thematisierung für die verschiedenen Wahrnehmungs- und Verständniswege (bspw. konfliktträchtige Übertragungsmuster oder Abwertung) zwischen

Kindern bzw. Jugendlichen und Erwachsenen werden. Dies wird als Ergänzung zu den Qualifikationen der Geschlechterpädagogik gesehen (vgl. Scheighofer-Brauer 2011: 81). Das pädagogisch tätige Personal muss sich also fortlaufend weiterbilden und sich in Genderfragen sensibilisieren.

Dazu schlägt EHLERT folgende Fragen vor, der sich Fachkräfte zu stellen haben um geschlechtsbezogene Deutungsmuster besser wahrnehmen zu können:

- ★ Was tun die Klientinnen und Klienten, damit sie als Junge oder Mann, Mädchen oder Frau erkannt werden?
- ★ Mit welchen Verhaltensweisen oder Strategien wird Weiblichkeit und Männlichkeit inszeniert?
- ★ Was ist der eigene Beitrag, um bewusst oder unbewusst das kulturelle System Zweigeschlechtlichkeit zu stützen? (Selbstreflexion der Fachkräfte)
- ★ Welche Erwartungshaltung oder Unterstellungen haben die Fachkräfte bezogen auf das Geschlecht der Adressat-/innen?
- ★ Welche Rahmenbedingungen oder formalisierte Strukturen festigen Zweigeschlechtlichkeit im professionellen Setting?
- ★ Welche institutionalisierten Möglichkeiten gibt es, die Reproduktion der Geschlechterdifferenz zu verändern? (vgl. Ehlert: 2012: 108)

Um die Fachkräfte weiter im Blick zu behalten, folgt noch eine abschließende Anregung. Es sei über einen Perspektivwechsel nachzudenken, weg vom problematischen Verhältnis zwischen den Geschlechtern hin zu einer gelingenden Beziehung, um diese zum Ausgangspunkt für weitere geschlechterreflexive Überlegungen und Interventionen zu machen (vgl. Kunert-Zier 2008: 59). Durch meine eigenen Erfahrungen in der praktischen Arbeit aus dem MPJ gebe ich hier noch den gedanklichen und theoretischen Unterbau für die Entwicklung von Grundstandards für die Jungenarbeit wieder:

Für die Jungen- und Männerarbeit konkret können nach BÖHNISCH drei Zugänge benannt werden, aus denen sich Prinzipien für die Arbeit mit Jungen ableiten lassen: 1. Aufbau einer Entgegenkommen-Kultur, 2. Das Schaffen von Situationen und Settings, in denen ohne Abwertung eines anderen Selbstwert, Anerkennung und Selbstwirksamkeit erlangt werden kann, 3. Pädagogen und Pädagoginnen müssen in ihren Arbeitszusammenhängen beachten, dass oft ein unbewusstes und geheimes Curriculum wirkt (vgl. Böhnisch 2007: 18ff.). Aufbauend aus diesen theoretischen Zugängen, der Bezugnahme der Betrachtung der Lebenswelt von Jungen aus den praktischen, wie

wissenschaftlichen Ergebnissen des MPJ und der Männer-Arbeit, wurden vom Landesjugendhilfeausschuss die *Qualitätsstandards Jungenarbeit* verabschiedet und vom Sächsisches Staatsministerium für Soziales, Abteilung Landesjugendamt (LJA) im Herbst 2009 veröffentlicht (vgl. LJA 2009: 4).

Im nächsten Kapitel zeige ich die Anwendung und die Umsetzung eines geschlechtsbewussten Ansatzes in der Drogentherapie.

### 4.3 Exkurs 1: Drogentherapie und Gender

Das gewählte Beispiel entstammt in groben Zügen aus dem von Hans-Uwe OTTO und Hans THIERSCH herausgegebenen *Handbuch Soziale Arbeit* und soll einige Voraussetzungen für geschlechtsbewusste Arbeit verdeutlichen. Die benannten Themen in der konkreten Arbeit spiegeln die bereits erarbeiteten Kenntnisse der vorherigen Kapitel wieder.

Der Begriff Therapie mag im ersten Moment etwas irritieren, da damit meist ein professionelles Setting von Psychotherapeut/-innen verbunden wird. Heidi REINL und Gabriele STUMPP verwenden ihn dennoch. Sie führen aus, dass mit der *Lebensweltorientierten Drogentherapie* auch Ansätze der geschlechtsbewussten Arbeit mit Männern und Frauen zum Einsatz kommen. Mit unterschiedlichen geschlechterdifferenzierten Hilfsangeboten werden vor allem sichere Räume geschaffen, um den Blick auf das Geschlechterverhältnis und dem daraus folgenden Verdeckungszusammenhang zu richten (vgl. Reinl/Stumpp 2005: 309). Da sich hinter dem Konzept des *Verdeckungszusammenhangs* vielfältige Dimensionen verbergen, bedarf es einer näheren Erklärung. Nach BÖHNISCH & FUNK geht es um Geschlechterhierarchien und Gender-Konstruktionen, die zwar bedeutsam für die gesellschaftlichen Strukturen sind, aber zugleich unsichtbar sind. Es sind zweigeschlechtliche Hintergrundstrukturen, die zu Bewertungen, Zuschreibungen und Handlungsorientierungen führen (vgl. Böhnisch/Funk 2011: 426f.). Vermittelt wirken können sie über den *Doppelstandard*, den ich unter dem Punkt 3.14 *Gender Bias* schon näher ausgeführt habe.

REINL & STUMPP raten von reinen Frauengruppen in der Therapie ab, da sonst eine ungewollte Stigmatisierung der teilnehmenden Frauen und zudem die Reproduktion des weiblichen Sonder- und Randproblems erfolge (vgl. Reinl/Stumpp 2005: 309). Die Lösung ist nach REINL & STUMPP ein *gemischtgeschlechtliches lebensweltorientiertes* Setting. Dieses bietet neben der gemischten Bezugstherapiegruppe die Möglichkeit, schwierige und angstbesetzte

Themen (Erfahrungen in Beziehungen, Verhältnis zum anderen Geschlecht, Fragen zu Hetero-, Homo- und der eigenen Sexualität) zu bearbeiten. Mit Verweis auf den Drogenhilfe Tübingen e. V. konnte so auch gezeigt werden, dass dieses zeitweise Arbeiten in geschlechtshomogenen Settings auch dem Klima in der Therapiegruppe hilft, denn neben der persönlichen Entlastung führt es vor allem bei Männern zum Hervorbringen *weicherer Persönlichkeitsanteile*, die im Kontrast zum Imponiergehabe stehen, das eher auf Machtausübung ausgerichtet ist. Damit können neue Verhaltensweisen erprobt werden und die Voraussetzungen für eine Begegnung zwischen Männern und Frauen verändern sich (vgl. Reinl/Stumpp 2005: 309f.).

„Mit einem sichtbaren Platz in dem gesamten Therapiesetting verlieren geschlechtsspezifische Gruppen den Charakter eines zusätzlichen Angebotes für besonders Belastete, was die Zugangsschwelle für die einzelnen erheblich senkt.“  
(Reinl/Stumpp 2005: 310)

Mit diesem abschließenden Zitat wird auch die Niedrigschwelligkeit betont und auf die Vorurteile gegenüber geschlechterspezifischen Angeboten hingewiesen.

Wie und mit welchen Themen sich Jungen und Männer in geschlechtshomogenen Settings bewegen, werde ich anhand meiner zwei selbst erlebten Exkurse zeigen.

### 4.4 Exkurs 2: Eigene Erfahrungen zur Jungenarbeit

Wie eingehend unter dem Punkt 2.3 *Eigene Motivation* erwähnt, möchte ich die Erfahrungen hier an zwei thematischen Beispielen aus den Bereichen Familie und Jugendarbeit weiter ausführen.

Der Rahmen für die verbandliche *Offene Jugendarbeit* im Dekanat Horb-Freudenstadt lässt sich folgendermaßen darstellen:

Zeitgleich zu den ersten Anfängen der Männer-Wochenenden, wuchs auch bei den dadurch ausgeschlossenen Mädchen in der KjG der Wunsch nach einem ähnlichen geschlechtsbewussten Angebot, mit der Folge von teilweise zeitgleich zu den Männer-Wochenenden stattfindenden Frauen-Wochenenden. Die hauptberufliche Jugendreferentin Jutta EHMANN aus dem benachbarten BDKJ Jugendreferat in Horb organisierte und leitete das ehrenamtliche Frauen- und Mädchenteam, so dass sehr ähnliche Strukturen, personelle und materielle Ressourcen und pädagogische Ansätze auf beiden Seiten des Geschlechts vorherrschten. Nach einigen Jahren gipfelte es dann in einem Versuch, ein Bildungshaus zu finden, in dem beide Frauen- wie Männergruppen, in

getrennten Bereichen arbeiten können. Das große Interesse am anderen Geschlecht führte zu Themen, die dann auch gemischtgeschlechtlich bearbeitet werden wollten.

### Erstes Beispiel: Rollenspiel Vater-Sohn-Beziehung

Aus dem Männer-Wochenende auf dem *Ibichhof* in Simonswald: In einem der vielen Gruppentreffen im großen Plenum wurde mit einer Blitzlichtrunde begonnen, um zu sehen, wie es jedem geht, ob noch etwas aus der letzten Runde offen ist und wer noch weitere eigene Themen einbringen möchte. Ich meldete mein Problem mit der schon länger zurückliegenden Scheidung meiner Eltern an und da die anwesenden Männer auch Interesse an der Bearbeitung hatten konnte ich so den Raum für eine nähere Betrachtung bekommen. Konkret ging es mir um das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir als Männer-Freundschaft. Durch die ebenfalls örtliche Trennung meiner Eltern, ich blieb in meiner Heimat bei meiner Mutter, Freunden und der Jugendarbeit, hatte ich nur noch sehr selten Kontakt zu ihm. Da unsere Väter öfters eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung mit der eigenen Mann-Werdung und Junge-Sein spielten, wussten wir gegenseitig schon sehr viel über die persönlichen Hintergründe. Durch den Tod des Vaters meines besten Freundes hatte ich erfahren, was heißt, keinen Vater mehr zu haben. Damit war ihm die Chance vergönnt, etwas an der Beziehung zwischen ihnen zu ändern. So fasste ich für mich den Entschluss, mich der Gruppe mit meinem Problem anzuvertrauen. Mein Vater war nun plötzlich zum abwesenden Vater für mich geworden und ich hatte das Gefühl, ich möchte ihn als Bezugsperson nicht verlieren. Ich hatte auch das Gefühl, endlich auf Augenhöhe zwischen Vater und Sohn zu stehen, was eine neue Grundlage für gemeinsame Aktivitäten und einer Neugestaltung der Beziehung sein könnte.

#### *Methodische Herangehensweise:*

Nach meinen Erzählungen und verständnisklärenden Rückfragen aus der Gruppe, stellte sich die Frage, wie der Erstkontakt zu meinem Vater mit den aus den Gruppengesprächen mitgenommenen Ratschlägen und Erfahrungen gestaltet werden könnte. Von der Gruppenleitung kam der Vorschlag zum Rollenspiel. Dabei sollte ein freiwilliger aus der Gruppe meinen Vater spielen, während ich meine Sohn-Rolle behielt und wir einfach mal schauen sollten, wie ein erstes



Gespräch ablaufen könnte. Ich war sehr skeptisch, da keiner der Anwesenden meinen Vater und seine Eigenheiten kannte, aber zum Glück bedarf es das auch nicht, wie mir dann nach dem Rollenspiel klar wurde. Nach etwas Überwindung meinerseits spielten wir also den Erstkontakt in einer kleinen Szene (ähnlich dem Improvisationstheater) durch, was ein sehr ergreifendes Erlebnis war, da die Reaktionen meines gespielten Vaters sehr reale Gefühle bei mir erzeugten, die mir dabei halfen, das einige Wochen später real stattgefundenene Gespräch zu meistern.

### *Auswertungsphase:*

Nach der Szene wurde sie im Plenum ausgewertet, mit Beobachtungen und Rückmeldungen der einzelnen Männer, sowie meiner Wahrnehmung während und nach dem Rollenspiel ergänzt und ich bekam so ein Mut machendes *Feedback*, dass für viel Klarheit in Bezug auf die Beziehung zu meinem Vater sorgte. Durch die teilnehmende Beobachtung der Anwesenden konnte so auch stellvertretend an viele eigene ähnlich gelagerte Themen der anderen Männer angeknüpft werden. Ich war sehr stolz auf mich und auf die Gruppe, die mir diese Möglichkeit gegeben hatte. Durch das Gespräch mit ihm konnte ich ihn auch an den Themen der Jungen- und Männerarbeit beteiligen und einen Einblick vermitteln, was wir dort machen. Heute habe ich immer noch regen und guten Kontakt zu meinem Vater.

### **Zweites Beispiel: Gewalt und Ängste vor einem Auslandseinsatz**

Als Soldat auf Zeit für Reserveoffiziere bei der Bundeswehr war ich hauptsächlich in einer Grundausbildungs-Einheit als Ausbilder und Gruppenführer eingesetzt, erhielt aber auch selbst zusätzliche Ausbildungs-Lehrgänge für die Qualifizierung zum Offizier und zum Krankenpflegehelfer. Um Geld für das danach anschließende Studium anzusparen, ergab sich auch die Möglichkeit eines Auslandseinsatzes im Kosovo, was monetär betrachtet eine große Entlastung bedeutet hätte. Aber die Anforderungen und Bedingungen im Einsatz führten eher zu einer gedanklichen Belastung, so dass ich auch mit diesem Thema Hilfe in der Männergruppe suchte. Zwar hatte ich in der Bundeswehr auch fast nur Männer um mich herum, aber das reine geschlechtshomogene Setting macht noch lange keine geschlechtsreflektierte Arbeit aus. Im Gegenteil, die hierarchische Struktur, die Autorität und

Unterordnung aufgrund des Dienstgrades, die Verfügbarkeit von Waffen und schwerem Gerät, Drill, einen hohen Stellenwert an Leistung (Abzeichen auf der Uniform) und nicht zuletzt, die (befohlene) Kameradschaft ergibt vielmehr, eine mit typisch männlich und hart in Verbindung gebrachte Struktur. Das *Weiche* findet eher außerhalb der Kaserne, nach Dienstschluss oder am Wochenende im Privaten statt. Meine Befürchtungen und Zweifel am Sinn und Zweck eines Auslandseinsatzes und die damit verbundenen Gefahren für Leib, Leben und Psyche machten mir eine Entscheidung sehr schwer.

*Methodische Herangehensweise:*

Der (thematische) Einstieg ins Wochenende begann traditionell mit der Phase des Ankommens. Hier wurde die Erzählrunde im Plenum genutzt, in der jeder reihum an der Reihe war. Je ein Mann wurde abwechselnd als Wächter der Zeit bestimmt, damit jeder seinen Rahmen bekam. Je nach Interesse der anderen Gruppenmitglieder verging die Zeit schneller oder langsamer durch Zwischenfragen oder eigene Beiträge zum gleichen Sachverhalt. Die gesellschaftlich kritische Zeit mit vielen Berichte und Schlagzeilen aus den Nachrichten über den Krieg in Jugoslawien war allgegenwärtig, jedoch in den Köpfen der Teilnehmer. Durch meine konkrete Frage mit der möglichen Beteiligung Deutscher Truppen und mir an dem Krieg, brachte ich das Thema in die Gruppe. Viele fühlten sich angesprochen und hatten auch das Bedürfnis sich darüber und der damit verbundenen Gefühle auszutauschen. Das Thema stand während der Planung des Wochenendes nicht auf der Tagesordnung, aber das zeichnete die Männer-Wochenenden gerade aus, dass auch aktuelle Anliegen und Probleme ihren Platz fanden. Erstaunlich war, dass jeder in der Gruppe eine gewisse Angst verspürte und diese konnten sie auch (ehrlich) äußern. Verwunderlich auch deshalb, weil rein äußerlich betrachtet echt *harte Kerle* dabei waren, denen man auf den ersten Blick nicht zugetraut hätte, dass sie das Thema ebenso sehr beschäftigt.

*Auswertungsphase:*

Aus den Erzählungen der einzelnen Teilnehmer wurden gewünschte Themen, die auf dem Wochenende noch einmal bearbeitet werden sollen, auf einem Flip-Chart notiert. Die Erzähl-Passagen wurden sonst nach Ablauf der Zeit direkt mit kurzen Verständnisfragen abgeschlossen und der *Redestab* wurde weitergereicht.

Beide Beispiele verdeutlichen sehr gut, welche Möglichkeiten ein geschlechtshomogenes Setting, verbunden mit einem geschlechterbewussten Ansatz bietet. Der schon erwähnte Schonraum ohne Konkurrenzdruck oder der Freiraum ohne Erwartungsdruck ermöglicht es, auch private und tabuisierte Themen zur Sprache zu bringen. Gerade im Kontrast zur Männerdomäne Bundeswehr, die hegemoniale und stereotype Strukturen eher verfestigt oder für manche auch als Ort gewählt wird, um eigene Machtgelüste auszuleben, wird mit der geschlechtsreflektierten Arbeit ein wertvoller Mehrwert für die Gesellschaft und das Individuum geschaffen. BENTHEIM & Kollegen drücken es mit dem alten Sprichwort vom *Indianer (Mann), der keinen Schmerz kennt* so aus, dass Jungenarbeit ihre Adressaten mit dem für eine Bewältigung Notwendigem versorgt, um das Sprichwort vom schmerzlosen Indianer zu hinterfragen. Auch die Indianer verspüren Schmerz sehr wohl, dürfen oder können ihn aber nicht ansprechen. Als wichtiges Warnsignal des Körpers sollte Schmerz aber nicht unterdrückt werden, da er schlimmeres verhindern kann (vgl. Bentheim et al. 2004: 33). Rückblickend war auch die Struktur der Gruppe entscheidend ideal für die Prozessgestaltung, wie es auch GRAFF in den *Qualitätsmerkmalen für die Reflexion in der geschlechtshomogenen Gruppe* erwähnt, denn durch die große (vertikale) Bandbreite wie Alter, Lebenserfahrung, Vorbilder und der horizontalen Verbundenheit durch Freunde und Gleichgesinnte konnte es besonders gut gelingen (vgl. Graff 2008: 74).

Im anschließenden letzten Kapitel 4.5 bearbeite ich die praktische sozialpädagogische Arbeit in und mit Familien. Gesondert betrachte ich dabei noch die Elternschaft mit der Herausbildung von Bindung für die Kinder und schließlich Trennung, Scheidung und die Folgen für beide Geschlechter.

#### 4.5 Soziale Arbeit und Gender in der Familie

In diesem letzten Kapitel betrachte ich die Familie als verbreitetste Lebensform (vgl. Liegle 2005: 508). Um sie näher zu beschreiben, werde ich die innere

Struktur analysieren und schließlich auf die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen in der Familie eingehen.

Für eine moderne Diplomarbeit im Jahr 2021 klingt es fast etwas altmodisch, wieder einmal in die Geschichte zurück zu blicken, um ein umfassendes Verständnis für die heutigen Lebensumstände in der nach wie vor verbreitetsten Lebensform für die Kinder und Jugendliche zu bekommen: Familie oder auch Familienhaushalt. Barbara THIESEN führt den Begriff Familie etymologisch ein, indem sie die Übersetzung aus dem Lateinischen für *familia* = Hausgemeinschaft und *famulus* = Haussklave wählt. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass weniger Verwandtschafts- oder Beziehungsverhältnisse zu Grunde lagen, sondern schon immer Herrschafts- und Besitzstrukturen zwischen Standesgruppen und Geschlechtern vorherrschten (vgl. Thiessen 2011: 123). Damit ist schon ein erstes Indiz dafür gefunden, warum Familie auch als belastend empfunden und als ein Krisenherd beschrieben werden kann und damit ins Sichtfeld Sozialer Arbeit rutschte. Davon spricht auch Ludwig LIEGLE, wenn er eine erste Krise der Familie im 18. Jahrhundert mit dem Entstehen der großen Industrie verortet. Sowohl die Anfänge der wissenschaftlichen Pädagogik können in dieser Zeit verortet werden, genauso wie die damit zusammenhängende Entwicklung eines öffentlichen Bildungs- und Erziehungswesens, dass die als gefährdet betrachtete Familie zu unterstützen versucht (vgl. Liegle 2005: 508). Aus heutiger Sicht kann eine Gefährdung durch die sinkende Geburtenrate, neue Familienkonstruktionen neben der schon etablierten Kernfamilie aber auch die verfehlte Familienpolitik angesehen werden, die eine gleichberechtigte Teilhabe von Müttern und Vätern zuhause als auch im Beruf voran bringen sollte (vgl. Krüger 2008: 168).

Historisch betrachtet haben sich Geschlechterrollen und Familienmodelle immer wieder gewandelt und der Prozess der Veränderung ist auch gegenwärtig nicht abgeschlossen. Die Vielfalt reicht von traditionellen Familien (klassische Ehe oder auch Kernfamilie), über Patchwork-Systeme, Alleinerziehende bis hin zu Pflegefamilien und gleichgeschlechtlicher Elternschaft. Am Beispiel der *Ehe für alle*, die erst im Sommer 2017 vom Deutschen Bundestag beschlossen wurde und der darauf folgenden Beantragung der Geschlechter-Option *divers*, bekommen diese neuen Strukturen auch eine rechtliche Absicherung (vgl. Schutzbach 2018: 2).

Die Struktur von Familie wird nun weiter beschrieben. Es finden sich heute kaum noch Dreigenerationenhaushalte mit den eigenen Großeltern unter einem Dach. Was aber nicht gleichbedeutend mit einem Rückgang der Beziehungen der Kinder zu den Großeltern zu setzen ist. Ein weiterer Prozess ist die stärkere Orientierung der Frauen auf Beruf oder Bildung und damit verbundene ist die Verknüpfung von Berufstätigkeit und Familienalltag mit Kindern. Familiäre Lebensformen ohne klassische Ehe werden bereits seit den 1970er Jahren zunehmend registriert, genauso wie Einelternfamilien. Den überwiegenden Anteil aus dieser Gruppe der Alleinerziehenden bilden die Mutter-Kind-Familien. Eine Folge der Zunahme von Scheidungen, aber auch der Abnahme des traditionellen Eheschließungssystems (vgl. Liegle 2005: 509ff.). Die Darstellung des Wandels oder der Pluralisierung familiärer Lebensformen soll der Frage nachgehen, ob allein damit eine Gefährdung für Kinder in ihrer Entwicklung vorliegt oder mit sich bringt. Nicht abschließend wird die Frage von Angelika ENGELBERT beantwortet, die eine Gefährdung von Kindern einerseits durch die allgemeinen Merkmale einer modernen Gesellschaft sieht. Dazu zählt die Enttraditionalisierung die zu Verunsicherung führt, hinzukommen noch die Familienmitglieder, die ihrerseits spezifische Beziehungs- und Persönlichkeitsmerkmale haben (vgl. Engelbert 1993: 66ff.). LIEGLE geht auf die Strukturmerkmale der Familie ein, diese bestimmen eher in geringem Maße die erzieherische Wirksamkeit von Familie, verglichen mit den materiellen Bedingungen oder der Qualität der Beziehung innerhalb der Familie (vgl. Liegle 2005: 511). Wie wirkungsvoll eine respektvolle Verbundenheit mit dem Elternhaus ist zeigte sich in der Shell-Jugendstudie von 2000. So blicken die Jugendlichen zuversichtlicher in die Zukunft, zeigen Interesse für Politik, treiben häufig Sport, gehen spazieren und würden demnach auch ihre Kinder selbst so erziehen, wie es die Eltern mit ihnen taten (vgl. Fuchs-Heinritz 2000: 75).

Zusammenfassend können familienexterne und -interne Faktoren aufgezählt werden, die aber auch jeweils einer subjektiven Deutung und Wahrnehmung der Akteure unterliegen: Dazu gehört das Familienklima, die Zuwendung der Eltern zum Kind und wie die Bedürfnisse und Wünsche wahrgenommen werden, sächliche und soziale Anregungen, die räumlichen und örtlichen Wohnverhältnisse, die berufliche Arbeitswelt der Eltern, Verfügbarkeit von materiellen Ressourcen, Erreichbarkeit von Kinderbetreuungseinrichtungen und sozialen Dienstleistungen bzw. informellen Netzwerken und nicht zuletzt

die Ausprägung der sozial-räumlichen Struktur des Wohnquartiers (vgl. Liegle 2005: 511.). Als konkreter Arbeitsauftrag für eine sozialpädagogische Arbeit mit Familien kann die Aufzählung der Faktoren nicht dienen, aber für eine Betrachtung aller Umstände als Zusammenspiel im sozialen System Familie ist diese Differenzierung dienlich. Die Vielfältigkeit erklärt auch die Vielzahl an sozialpädagogischen Angeboten und darin enthaltenen unterschiedlichen Zielgruppen. So gibt es familienunterstützende Angebote wie SPFH und Erziehungsberatung, familienergänzende Angebote wie Tagesgruppen bzw. -pflege, Beratung zur Förderung von Erziehung, bei Trennung und Scheidung oder zur Neuorganisation familiärer Beziehungen. Neben den stark institutionell organisierten Formen finden sich dann noch Vereine und Verbände für Familien, Selbsthilfegruppen und andere niedrigschwellig organisierte Formen der Hilfe, die von der Sozialen Arbeit zumindest bei der Koordination und Initiierung unterstützt werden können (vgl. Euteneuer/Sabla/Uhlendorff 2011: 444).

LIEGLE stellt weiterhin fest, dass während sich ein gesellschaftlicher Wandel und eine Modernisierung der familiären Lebensformen vollzieht, die Aufgabenverteilung zwischen Frau und Mann innerhalb der Familie doch weitgehend im traditionellen Muster einer Geschlechterrollendifferenzierung stehen bleibt (vgl. Liegle 2005: 512). Dies deckt sich in wiederholender Deutlichkeit mit den im Kapitel 3.10 beschriebenen Heuristiken in der Doing Gender Debatte (vgl. Kapitel 3.10). Über die Gründe für ein solch beharrliches Festhalten an traditionellen Arbeitsteilungsmustern kann keine eindeutige Aussage gemacht werden. Es spielen zwar auch gesellschaftliche Leitbilder und politische Realitäten eine Rolle, wie der Vergleich der ehemaligen DDR mit der BRD zeigt, in der die stärkere Berufsorientierung der Frauen auch ein darauf abgestimmtes öffentliches Betreuungsangebot bot. Jedoch führte das nicht zur Aufhebung der klassischen Arbeitsteilung in der Familie. Ein Vorschlag, wie diese Mütterzentriertheit aufgehoben werden könnte, lautet nach LIEGLE „[...] Geschlechtersolidarität, konkret der tendenziell gleichen Wahrnehmung familialer und beruflicher Aufgaben bei Männern und Frauen [...]“ (Liegle 2005: 512, Auslassung, P. A.). Helga KRÜGER versucht der Mütterzentriertheit mit Erkenntnissen aus der Sozialisationstheorie zu begegnen, denn die sprechen dafür, aus Sicht des Kindes Anregungen außerhalb der eignen Wohnung zu ermöglichen und im Vergleich mit anderen Ländern, in denen die Kinder

weniger stark an die Mutter gebunden sind, *vererbt* sich schichtspezifische Ungleichheit weniger (vgl. Krüger 2008: 176). Hier scheint sie neben dem Gleichheitsgedanken aus dem Gender Mainstreaming aber auch an ein *Loslassen* der Mutter zu denken, was zu einer weiteren Diskussion über Hemmnisse in der Gender-Debatte führen sollte, die ein Aufbrechen der Geschlechter-Dualität mit ihren eingefahren Prozessen ausbremsen. Wie eine Umsetzung der *Dresdner Hemmnisanalyse* (Dürfen, Wollen, Wissen, Können) auf einen anderen Themenbereich vollzogen werden kann, hat Matthias HEINZ in seiner mir vorliegenden Masterarbeit gezeigt (vgl. Heinz 2017: 162ff; vgl. Kapitel 3.5 Gender vs. Sex). Dies wäre eine Erweiterung der Genderkompetenz-Forderung der bereits erwähnten Autoren (vgl. Böllert/Karsunky 2008: 7; vgl. Kunert-Zier 2005: 281f; vgl. Ehlert 2012:121).

Zumindest für den Arbeitsbereich der Kinderbetreuung kann eine leichte Annäherung hin zu *gemeinsam* bzw. *abwechselnd* attestiert werden, was wiederum als Bestätigung für den Wandel der Vater- und Männerrolle gewertet werden kann. Die positive Wertung der Beteiligung der Väter an Erziehungs- und Betreuungsaufgaben hat demnach nicht nur einen Einfluss auf das Geschlechterverhältnis an sich sondern eben auch für die Entwicklung der Kinder, insbesondere für die Identitätsbildung von Jungen. Es wird dabei auch auf die Qualität und den Gehalt der gemeinsamen Zeit hingewiesen, um eine sichere Vater-Kind-Bindung zu gestalten (vgl. Liegle 2005: 513). Wie wichtig eine männliche Identifikationsfigur für den Sozialisationsprozess ist, erwähnt KRÜGER ebenso und möchte die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern zu Hause auch auf die Bildung ausweiten, so dass möglichst ein breites Kompetenzprofil erworben werden kann (vgl. Krüger 2008:179). Darunter sind bspw. die meist üblichen Aufteilungen zwischen Vorlesen, Hausaufgaben, Sport und handwerklichem Arbeiten gemeint. Auch könnte nach VOLZ & ZULEHNER der generelle Anteil an der Arbeit der Männer mit Kindern erhöht werden, da nur *Sport* im Kurs höher liegt als bei den Frauen. Zwar nähern sich moderne Männer etwas den modernen Frauen in den Aufgaben *Trösten, Kuscheln, ins Bett bringen* an, aber immer noch sehr viel geringer im direkten Vergleich zu den Frauen. Sind die Kinder krank, bleiben fast alle Frauen zu Hause im Vergleich dazu nur sieben Prozent der Männer (vgl. Volz/Zulehner 2009: 312).

Im folgenden Absatz gehe ich auf die hier angeklungene Umweg-Identifikation (Nicht-Nicht-Mann) näher ein.

## Elternschaft

Die Elternschaft mit ihren vielfältigen Rollen, Aufgaben und Pflichten führe ich hier weiter aus. Ich betrachte die Einbindung der Kinder in die Familie und unter Bezugnahme einer Bindungstheorie erläutere ich wie sich Vertrautheit herausbildet. Mit der Erörterung des Wandels der Einstellung zu Partnerschaft und Liebe zeige ich, wie sich damit auch die Bedingungen für das Aufwachsen der Kinder ändert.

Für eine Familie ist die Elternschaft ein zentraler Begriff. WEDEKIND & OTTOMEYER führen den Begriff folgendermaßen ein: Sie

„[...] bezeichnet ein soziales System, das das Engagement einer Frau und eines Mannes für die Pflege, Fürsorge und Erziehung ihrer Kinder koordiniert. Biologisch ist mit der Zeugung die Zugehörigkeit zu diesem System eindeutig bestimmt. Ob es aber auch zu einer sozialen Realisierung der Elternschaft kommt und welche Qualität diese erreicht, ist von komplexen bio-psycho-sozialen Bedingungen abhängig.“ (Wedekind/Ottomeyer 2005: 368, Auslassung, P. A.)

Vergessen haben die Autoren die weibliche Sicht auf den Zeugungsvorgang, denn dieser erfordert auch eine Empfängnis. Auf die mögliche Bildung von gleichgeschlechtlichen Paaren oder eingetragenen Lebensgemeinschaften gehen die Autoren nicht ein. Auch 2021 ist eine natürliche Zeugung bzw. Empfängnis eines Kindes durch zwei gleichgeschlechtliche Menschen auf natürliche Weise unmöglich, auch wenn durch andere Möglichkeiten, wie Adoption, Leihmütterschaft und künstliche Befruchtung der Status der Elternschaft herbeigeführt werden kann. Es ist auch zu berücksichtigen, dass manchen Mann-Frau-Paaren es auf natürliche Weise nicht möglich ist eigene Kinder zu bekommen. Manche Männer sind zeugungsunfähig, manche Frauen können nicht empfangen und/oder gebären. Es gibt nach Uta KLEIN jede Menge unterschiedliche Verfahren der Fortpflanzungsmedizin und Diagnostik, die alle zu den Reproduktions- und Fortpflanzungstechnologien gezählt werden (vgl. Klein 2011: 347). Sie ist der Meinung, dass aus der Geschlechterperspektive heraus, dadurch auch Fragen und Probleme auf die Soziale Arbeit zukommen werden, da die Entgrenzung der Technik Auswirkungen auf die schwangere Frau und die Familie hat (vgl. Klein 2011: 348).

Im Jahr 2005 stellen WEDEKIND & OTTOMEYER (lediglich) fest, dass die familiäre Einbindung von Kindern nach ihrer biologischen Zuordnung in der Familie realisiert werden muss. Aber nicht alle biologischen Eltern können oder wollen ihre elterlichen Rechte und Pflichten (Elterliche Sorge und Erziehungsberechtigung) gar nicht wahrnehmen. D. h. nicht alle biologischen



Mütter und Väter können oder wollen nicht dieser biologisch bedingten Zuordnung folgend, ihr zukünftiges Leben gestalten.

Die Elternschaft und Paarbildung wird motivationspsychologisch und bindungstheoretisches mit Norbert BISCHOFs<sup>2</sup> *Modell der Vertrautheit* erklärt, der drei Modi unterscheidet: die *Primäre*, eine *Sekundäre* und die *Tertiäre* (vgl. Wedekind/Ottomeyer 2005: 368f.). Für eine Einschätzung der Funktionsfähigkeit des Systems Familie kann die Sozialpädagogin bzw. der Sozialpädagoge darauf zurückgreifen, auch wenn ein Einwirken auf die möglicherweise gestörte Entwicklung der Vertrautheitsbildung eher unmöglich erscheint, bzw. andere Professionen hier ans Werk gehen sollten. Eine genaue Erklärung zu den einzelnen Modi folgt hier:

„Zum Aufbau einer *primären Vertrautheit* kommt es in der Beziehung des Kindes zu den Mitgliedern seiner Kernfamilie, insbesondere der Mutter. Das Kind verfügt über eine instinktive Fähigkeit, auf der Seite der Eltern Verhaltensweisen der Pflege, Versorgung, Zuwendung und des Schutzes hervorzubringen, wenn nicht Kind oder Eltern auf irgendeine Weise beeinträchtigt sind.“ (Wedekind/Ottomeyer 2005: 368)

Um diesen Entwicklungsschritt erfolgreich zu gehen, nennen WEDEKIND & OTTOMEYER allem voran die kindliche Kommunikationsfähigkeit und die Fähigkeit der Eltern diese Kommunikationsfähigkeit zu deuten und zu entziffern. Gelingt dies, erfährt das Kind Sicherheit durch die Primärvertrauten und Autonomiegefühle, Selbstbehauptung (Selbstwirksamkeit), eigene Kompetenzen. Es steigt ebenso die Lust die Umwelt selbst explorieren zu können (vgl. ebd.). BÖHNISCH erwähnt in seinem Bewältigungsdreieck über die männliche Externalisierung die Begriffe Selbstwert, Anerkennung und eben Selbstwirksamkeit (vgl. Böhnisch/Funk 2002: 124). Ich würde an dieser Stelle noch das Wort des Urvertrauens erwähnt sehen, denn es passt nach ERIKSONS Stufenmodell als Grundstein einer gesunden Persönlichkeitsentwicklung hervorragend in diese Zeitspanne (vgl. Dörr 2011: 1268). Nach dieser Kindheitsphase wird die Pubertät betrachtet:

„Die psychosexuelle Entwicklung in der Adoleszenz befördert die Ablösung von den Primärvertrauten und die Hinwendung zur *sekundären Vertrautheit* geschlechtlicher Partnerschaft. Sexuell reizvoll ist gerade das Fremde und Andersartige, aber zugleich besteht auch in der Partnerschaft der Wunsch nach Sicherheit und Geborgenheit.“ (Wedekind/Ottomeyer 2005: 368f.)

Mit diesem Schritt wird den Heranwachsenden ermöglicht, auch Freundschaften und Bindungen außerhalb des Hauses zu schließen und zu pflegen. Nicht selten

---

<sup>2</sup> Bischof, N. (1985): Das Rätsel Ödipus - Die biologische Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie. München.

führt die Ablösung vom Elternhaus auch zu einer Änderung der Verbindung - meist zur Mutter – und damit zu Konflikten (vgl. Ahnert 2011: 237). Die Basis für die sekundäre Vertrautheit bilden jedoch der primäre und der tertiäre Modus, der wie folgt beschrieben wird:

„Die *tertiäre Vertrautheit* bezeichnet schließlich die Art und Weise, wie Eltern ihr eigenes Kind als ein unverwechselbares Individuum erfahren, es versorgen, beschützen, erziehen und damit seine Überlebenschancen maximieren. Bezogen auf die Mutter liegt die sensible Phase für den Aufbau dieser Bindung bereits in der Schwangerschaft und der Geburt begründet. Aber auch in Bezug auf den Mann ist davon auszugehen, dass er zum Aufbau tertiärer Bindung instande ist, wenn er in die Aufzucht des Nachwuchses während der Kleinkindphase einbezogen ist.“ (Wedekind/Ottomeyer 2005: 369)

Die Wortwahl für die Einbeziehung des Vaters in die Erziehung des Kindes ist zwar gewöhnungsbedürftig, doch schmälert es nicht den Gehalt der Aussage und die Intention der Bemühung für eine Gleichstellung von Frau und Mann auch in den familiären Aufgaben.

Es wird herausgestellt, dass die Elternschaft als „[...] koordinierte Herausbildung tertiärer Vertrautheit [...]“ (Wedekind/Ottomeyer 2005: 369, Auslassungen, P. A.) verstanden werden kann. Abhängig von den Ressourcen (*affektive Bindung, interaktionelle Musterqualitäten, soziale und materielle Ausstattung*) der Eltern gelingt dies meist auch gut, allerdings gibt es durch Verknappung, Begrenzung oder zusätzliche soziale Stressfaktoren wie etwa Arbeitslosigkeit, Verschuldung, knapper Wohnraum etc. Probleme bis hin zum Zusammenbruch der Elternschaft oder zu Entgleisungen in Form von körperlichen Misshandlungen oder Vernachlässigung der Kinder (vgl. Wedekind/Ottomeyer 2005: 370). Eine besondere Rolle kommt der Ursprungsfamilie der Eltern zu, denn dieser entspringen die eigenen Bindungserfahrungen und die damit verknüpften Möglichkeiten der Eltern, auf kindliche Signale adäquat zu reagieren. Selbst erlebte Strategien der Eltern bei Problemlösungen, Streit und Konflikten und allgemeine Umgangsformen der Verständigung auf der Paarebene dienen als Vorlage für die eigene Elternschaft. Ebenso fließt das Bildungsniveau der Eltern bzw. Verwandten, die geschlechtsspezifische Identität, erhaltene oder verweigerter Unterstützung seitens der Ursprungsfamilie, genauso wie das tragfähige oder isolierende subkulturelle Milieu als beeinflussende Komponenten mit ein (vgl. Wedekind/Ottomeyer 2005: 369f.). Sozialpädagogische Familienhilfe ist unter Berücksichtigung dieser schwierigen und schwer zu erhebenden Faktoren ein sensibles Wagnis. Möchte man bei der Analyse einer Familienkonstellation auch

noch die gesellschaftlichen Aspekte der Entwicklung mit einbeziehen, so wird die Familie heute eher auf Konsum und Freizeit ausgerichtet und als Kernfamilie zur emotionalen Erholung beschrieben. Früher hingegen galt der Familienverband patriarchal organisiert und stand als produktiver Ort für eine gemeinsame Existenzsicherung bei wechselseitiger ökonomischer Abhängigkeit im Zentrum (vgl. Wedekind/Ottomeyer 2005: 370). WEDEKIND & OTTOMEYER beschreiben den früheren Kinderwunsch durch das Fehlen sicherer Verhütungsmethoden als nicht wirklich offene Frage und führen auch das Motiv einer ökonomischen Alterssicherung als quasi Notwendigkeit für die Eltern an. Demgegenüber haben heutzutage emotionale Motive einen größeren Stellenwert. Den Wandel hin zu einer *Überromantisierung von Liebe* beschreiben auch VOLZ & ZULEHNER. Das sehen sie insofern kritisch, da eine Partnerschaft und der familiale Raum doch gerade von Stabilität geprägt sein sollte, um für Erwachsene, Alte wie Kinder eine sichere Basis zu geben (vgl. Volz/Zulehner 2009: 311).

Es wird ein Effekt beschrieben, dass einerseits ein ambivalentes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern vorfindbar ist und daher Gefühle wie Liebe, Aggression, Wut, Ablehnung oder Bindung sehr nahe beieinander liegen und so die Balance in einer Beziehung für alle schwieriger zu erreichen ist. Hinzu kommt noch der Wandel von der Idee einer lebenslangen Ehe hin zu einer Aushandlungspartnerschaft, die eher prozess- und affektorientiert ist und zudem in ihrer zeitlichen Beständigkeit prinzipiell begrenzt ist. Mit der zunehmenden Zahl an Trennungen und Scheidungen konstatieren sie eine Kollision der kurzfristig orientierten Paarinteressen mit den Anforderungen an Elternschaft und der tertiären Bindung. Beide sind auf langfristige Verantwortung und Verpflichtung für die Kinder angelegt (vgl. Wedekind/Ottomeyer 2005: 370f.). Die Analyse der veränderten Strukturen von Familie bringt folgendes Zitat kompakt auf den Punkt:

„Es entstehen neue dynamisch überaus komplizierte Familieneinheiten aus Fragmenten alter Kernfamilien, deren Probleme sich in dem Maße verschärfen, wie sie sich verzweifelt bemühen, das Bild einer ganz normalen Familie nach außen abzugeben. Kinder aus früheren Verbindungen tragen nachweislich ein höheres Risiko, Opfer von Misshandlungen zu werden. Sie repräsentieren den zumeist abgelehnten früheren Partner und hatten gleichzeitig keine Chance eine ausreichende primäre Beziehung zum neuen Stiefelternteil aufzubauen.“ (Wedekind/Ottomeyer 2005: 371)

Mit den neuen Konstellationen werden aber auch qualitativ positive Entwicklungschancen für die Kinder angesprochen. Das können andere

erwachsenen Bezugspersonen sein, um in einen anregenden und förderlichen Austausch zu kommen. Um dies zu ermöglichen, müssen aber alle erwachsenen Beteiligten die Loyalität der Kinder zu den jeweils getrennt lebenden, leiblichen Elternteilen anerkennen und sogar fördern.

Abhängig vom subjektiven Verpflichtungsgefühl und der Verantwortungsübernahme der Eltern für solche Prozesse, kann eine Trennung von Kindern bereichernd und gedeihlich erlebt werden. Allerdings führen WEDEKIND & OTTOMEYER große geschlechtsspezifische Unterschiede auf. Nach einer Scheidung bricht fast die Hälfte aller Väter den Kontakt zum Kind ab, ein Drittel verweigert auch den finanziellen Unterhalt zu zahlen, so dass viele Mütter sich darauf einrichten, alleinerziehend zu bleiben. Genau hierin liegt die Gefahr, dass Kinder die fehlende Kooperation der Eltern als Modellbildung für geschlechtsspezifisches Verhalten und Handeln übernehmen. Kinder sehen im Handeln des gleichgeschlechtlichen Elternteils, eine wichtige Identifikationsmöglichkeit. Es wird ähnlich einer Bühne beschrieben, auf der die Eltern Spannungen regulieren, Affektabstimmung betreiben, für Interessenausgleich sorgen, gemeinsam Handeln und so Beispiele für die Kinder liefern (vgl. Wedekind/Ottomeyer 2005: 371). Lothar BÖHNISCH hat diese angesprochene Bühne und Übernahme von erlebten Rollen für Jungs, bei Abwesenheit des Vaters in die Form des *Nicht-Nicht-Mannes* zugespitzt (vgl. Böhnisch 2001: 81; Hagemann-White 1984: 92). Mit der doppelten Verneinung, bei SÜFKE auch als Umkehr oder Umweg-Identifikation (vgl. Sufke 2010; Jolander 2014) bezeichnet, soll zum einen die Ablehnung des anderen Geschlechts, aufgrund der Abwesenheit des Penis zum Ausdruck gebracht werden, als auch die daraus folgende neue Klassifikation, da die erlebte, weibliche Person, logischerweise ein Nicht-Mann, nämlich eine Frau ist. Über die so konstruierte Mütterzentriertheit in der Familie habe ich bereits am Anfang dieses Kapitels geschrieben.

Birgit SCHREIBER erwähnt eine Langzeitstudie an der Kinderpsychiatrischen Universitätsklinik Basel. Diese habe gezeigt, wie sich die frühe Bindung an den Vater positiv auf Kinder auswirke. Damit wird eine langgehegte Überzeugung widerlegt, dass die frühe Mutter-Kind-Bindung entscheidend sei. Sie schreibt von der frühen Triangulation (hier die Interaktion zu Vater *und* Mutter), die sich positiv auf das Affektsystem der Kinder auswirke. Das Selbst konnte sich besser entwickeln und auch mit Beziehungspersonen

konnten die Kinder vielfältiger und besser umgehen (vgl. Schreiber 2015: 92). Die Triangulation findet auch in der Psychoanalytischen Pädagogik als Entwicklungskonzept Beachtung. Da sich diese reale Beziehungsstruktur zwischen Mutter, Vater und Kind auch oft konflikthaft abspielen kann es zu intrapsychischen Repräsentationen kommen, die wiederum die Basis für andere Beziehungen und Bezugspersonen bilden (vgl. Dörr 2011: 1272; vgl. Kapitel 3.17 Gewalt und Gender).

Gelingt es nicht, eine stabile, verlässliche und zufriedenstellende Partnerschaft aufzubauen, ist die Trennung meist nach oder in konfliktreichen Erfahrungen die Folge. Davon handelt das folgende Kapitel.

### **Trennung, Scheidung und die Folgen**

Mit dieser abschließenden Thematik von Trennung und Scheidung gehe auf die Wahrnehmung, die Folgen und die Ursachen für Frauen und Männer ein.

Da sich zunehmend die gemeinschaftlichen Lebensentwürfe neben einer klassischen Ehe verändern, ist das Thema Trennung viel weiter zu fassen als nur die Scheidung aus der ehelichen Gemeinschaft. Matthias und Sabine STIEHLER richten so den Blick auf die individuellen Schicksale und der Umgang mit dem meist kritisch erlebten Ereignis Trennung (vgl. Stiehler/Stiehler 2011: 413). Dabei ist sowohl an einen Unterschied zwischen den Erwachsenen, sich trennenden Personen zu denken, als auch an die unterschiedliche Wahrnehmung und Verarbeitung der Kinder.

STIEHLER & STIEHLER unterscheiden zwischen dem Rechtsakt Scheidung, der als Wechselspiel zwischen Privatheit und Öffentlichkeit beschrieben wird und der Trennung als rein private Angelegenheit. Sie stellen fest, dass durch diese Privatheit das Thema Trennung sozialpädagogisch kaum als Problem wahrgenommen wird (vgl. Stiehler/Stiehler 2011: 414f.).

Aus Genderperspektive können sie zwar einen Unterschied zwischen Männern und Frauen feststellen, denn Männer leiden scheinbar stärker, während Frauen häufiger eine Trennung aus der Partnerschaft anstreben, doch das Verbindende zwischen den Geschlechtern seien eher die Ursachen (vgl. Stiehler/Stiehler 2011: 414). Dieser Aussage über die mehr leidenden Männer konnten sowohl Frauen wie Männer mehrheitlich zustimmen (vgl. Volz/Zulehner 2009: 314). Um ein Verständnis dafür zu bekommen, was Paare zusammenführt und wieder trennt, führen STIEHLER & STIEHLER das *Kollusionsprinzip* des Paartherapeuten Jürg WILLI ein. Dies besagt, es gibt ein

unbewusstes Zusammenspiel der Partner, deren intrapsychische Ressourcen und Grenzen meist immer identisch sind. Das gemeinsame Arrangement wird in der Hoffnung eingegangen, eigene biografische Defizite oder intrapsychische Nöte zu überwinden. Dies wird auch nicht verurteilt, sondern mithilfe der Kollusion kann sich unter Bewusstmachung eigener Verhaltensmuster eine Entwicklungschance ergeben. Vorausgesetzt wird allerdings, dass dem Partner bzw. der Partnerin die eigenen Probleme nicht angelastet werden und es zu einer Schuld- bzw. Opfer-Zuschreibung kommt. STIEHLER & STIEHLER sind der Meinung es komme vor allem zu Paarkonflikten, wenn die Enttäuschung über das Ausbleiben eigener Entwicklung, dem bzw. der anderen angelastet wird. Sie beschreiben den Prozess spiralförmig, der in Resignation oder noch stärker Konflikte führt. Gegenseitige Schuldzuschreibungen verhindern dadurch partnerschaftliche Entwicklung. Genauso werden auch Partnerschaftskonflikte provoziert, wenn eigene innerseelische Entwicklung ausbleibt (vgl. Stiehler/Stiehler 2011: 414).

Sie stellten eigene Untersuchungen zu Partnerschaftskonflikten an und konnten geschlechtsspezifische Verhaltensweisen feststellen. Demnach ziehen sich Männer öfters resigniert und stumm aus der Beziehung zurück, halten dadurch problematische Situationen länger aus, provozieren damit aber auch die Trennung. Frauen hingegen suchen eher mit destruktiven Schuldzuweisungen den offenen Konflikt und sind aktiver dabei, eine Trennung voranzutreiben, auch wenn sie dabei oft einer Illusion folgen, dass sie alleine mit der Trennung vom Partner schon eine Besserung der Lage erzielen würden (vgl. Stiehler/Stiehler 2011: 414f.). Als Hintergrund für das beschriebene geschlechtsspezifische Handeln führen sie die als Kind selbst erlebte Trennung und die elterlichen Erfahrungen im Umgang mit Konflikten an. Dabei folgen die Eltern tendenziell dem Muster, dass die Mutter häufig als emotional grenzüberschreitend und der Vater als abwesend beschrieben wird, was als Modell für das Verhalten der Kinder verstanden wird (vgl. Stiehler/Stiehler 2011: 415).

Mit der letzten Feststellung beschreiben STIEHLER & STIEHLER fast ein Henne-Ei-Problem, denn aus den eigens erlebten Erfahrungen, werden oftmals ähnlich gelagerte reproduziert. Diesen Teufelskreis zu durchbrechen ist nicht nur im Hinblick auf unsere Gesellschaft zu sehen, wollen wir etwas an der sinkenden Geburtenrate und der Vereinzelung oder am Trend zu Single-Haushalten etwas ändern. VOLZ & ZULEHNER sehen jedenfalls auch die Gefahr, dass einerseits aus

Angst vor einer problematischen Kindererziehung aufgrund von partnerschaftlichen Konflikten, sich viele Paare gleich gänzlich gegen Kinder entscheiden könnten. Andererseits auch aufgrund der als mütterfreundlich wahrgenommenen Rechtsprechung in Scheidungsfällen. Hier erwähnen sie die Unterhaltspflicht aber vor allem das Umgangsrecht und der Kontakt zum leiblichen Kind des Vaters (vgl. Volz/Zulehner 2009: 322). Genderkompetenz in der Partnerschaft könnte auch hier bedeuten, die unterschiedlichen Bedürfnisse – auch die eigenen – besser wahrzunehmen. Helga KRÜGER spricht von einer dreifachen *De-Stereotypisierung*: Neue externe Erwerbsrollen und interne Sozialisationsimpulse können nur ermöglicht werden, wenn die Familienrollen sich ändern. Sie weitet den Kontext Familie noch auf die Berufsrolle aus, da bisherige Arbeitsmarktpolitik nur wenig dem entgegenwirkt, dass Sozialisation im Elternhaus in der Hand der Frau verbleibt, denn letzten Endes kann das volle Spektrum einer frühkindlichen Förderung des Kindes nur mit einer geschlechterstereotypfreien Auffassung vom Kind erreicht werden (vgl. Krüger 2008: 183).

## 5. Schluss

### 5.1 Zusammenfassung und Fazit

Bevor ich auf die systematisch erarbeiteten Teilergebnisse aus den einzelnen Kapiteln chronologisch eingehe, vorab noch einige Erkenntnisse, die zwischen den untersuchten Begriffen und Feldern liegen.

Gender erscheint als Dauerthema in der wissenschaftlichen Rezeption seit den 1970er Jahren mit temporärer stärkerer Gewichtung sowohl auf der Frauenforschungs- als auch der Männerforschungsseite. Je nach politischer und gesellschaftlicher Lage stehen unterschiedliche Aspekte im Fokus der Betrachtung der (Fach-)Öffentlichkeit (Emanzipation, Frauenrechte, Familienpolitik, Gleichstellung von Frauen und Männern, Angleichung der Löhne, Segregation der Berufe, Bildungsverlierer, Opferdiskurse, etc.).

Durch den Fokus dieser Diplomarbeit auf Gender, darf keine Überbewertung der Kategorie Geschlecht in der Sozialen Arbeit mit Adressaten bzw. Adressatinnen erfolgen. Die vorhandene Methodenvielfalt der Sozialen Arbeit ist adaptiert auch mit einem geschlechterreflektierten Ansatz anwendbar. Allerdings bedarf es sehr wohl einer geschlechtsspezifischen Ausstattung, besonderer Settings, genauso wie einer genderkompetenten Aus- und Weiterbildung. Damit steigen die Anforderungen an Institutionen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die eine intensive Betrachtung des eigenen Arbeitsfeldes nach Möglichkeiten und Hemmnissen von gendergerechten geschlechtsbewussten Ansätzen auf den drei Ebenen der Institution, der Professionellen und des Adressaten bzw. der Adressatin, nach sich zieht. Geschlecht wirkt als soziale Realität auf beiden Seiten des professionellen Kontakts mit Klient-/innen immer (teils im Verborgenen) mit. Damit ist eine erste Antwort zu den Einflüssen, Folgen und den Rahmenbedingungen zu meinen eingehenden Fragestellungen gegeben, die wie folgt lauten:

- ★ Welchen Einfluss hat Gender auf die Soziale Arbeit und welche Folgen hat es für einen geschlechtsbewussten Ansatz?
- ★ Welche Rahmenbedingungen bedarf die geschlechtsbewusste Soziale Arbeit in den konkreten Bereichen Soziale Arbeit mit Familien und Offene Jugendarbeit?



- ★ Über welche Begriffe und deren Bedeutung für die Soziale Arbeit muss eine Verständigung und Reflexion mit den eigenen Einstellungen und Erfahrungen, sowie mit Klient-/innen und Teammitgliedern erfolgen?

Hier folgen die restlichen Antworten, mit den verdichteten und verkürzten Erkenntnissen aus dem Hauptteil und mit den Forderungen bzw. Zielsetzungen an die Soziale Arbeit:

Durch die soziale Bewegung der Frauen wurde ein Problem im Geschlechterverhältnis in unserer Gesellschaft sichtbar gemacht und konnte damit auf die Tagesordnung von Politik und Soziale Arbeit gesetzt werden. Das Ziel ist Geschlechter- und Chancengleichheit. Der Einmischungsauftrag der Sozialen Arbeit ist durch das *Triple-Mandat* für die Klient-/innen, die Profession und die Sozialpolitik begründet (vgl. Staub-Bernasconi 2008: 22).

Emanzipation wird als ein Werkzeug zur Reflexion und zur Aufmerksamkeit machenden Möglichkeit verstanden, die auf die innere Kraft der Individuen setzt und damit nicht nur für Frauenbelange steht.

Geschlechterdifferenzen als Segregation des Arbeitsmarktes sind in der Sozialen Arbeit in Wissenschaft und im Berufsfeld zu spüren. Für die Professionalisierungsdebatte und für den Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit muss weiter am *Gender Mainstreaming* festgehalten werden, um so Genderkompetenzen zu stärken.

Das Wissen über die Konstruktion von Geschlecht und die darin enthaltenen Macht- und Hierarchiestrukturen gehört heute zum Professionalitätsmerkmal Genderkompetenz und wird als Schlüsselqualifikation betrachtet. Diese beinhaltet drei Elemente aus Wissen (Theorie), Können (Praxis bzw. Anwendung) und Wollen (Einstellung bzw. Bereitschaft) (vgl. Böllert/Karsunky 2008: 7).

Das KJHG definiert einen klaren Auftrag für die Soziale Arbeit, so dass an der Umsetzung der *Querschnittsaufgabe* Gender Mainstream alle Beteiligten aufgefordert sind, Genderkompetenz zu erwerben bzw. zu vermitteln. Diese umfasst nicht nur die politischen und ökonomischen, sondern auch die sozialen, persönlichen und kulturellen Strukturen. Durch eine genderbewusste Soziale Arbeit werden geschlechtsbedingte strukturelle Benachteiligungen individuell überwunden, so dass Adressat-/innen ein Zugewinn an Chancen und Optionen erleben, die mit der Überwindung einengender Geschlechterzuordnungen verbunden sind (vgl. Kunert-Zier 2011: 156).

Für eine professionelle Beziehungsgestaltung mit Klient-/innen bedarf es einer wertschätzenden Atmosphäre. Die Kommunikation ist durch persönliche Transparenz, Verständlichkeit und von einer Ziel- bzw. Lösungsorientierung geprägt. Mein Vorschlag ist, das *Vier-Ohren-Modell*, von SCHULZ VON THUN wird um ein fünftes *Gender-Ohr* erweitert, um geschlechtersensible Aussagen besser identifizieren zu können.

*Genderkompetenz* dient als eine Stütze der Professionalisierung zu einer gendergerechten Sozialen Arbeit.

Strukturkategorien wie am Beispiel Geschlecht gezeigt, produzieren soziale Ungleichheitslagen. Damit fordere ich zu einem reflexiven und kreativen Umgang mit Heterogenität auf. Um auf Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern, aber auch unter Männern einzugehen, eignen sich die Begriffe Hegemonie, Unterordnung, Marginalisierung oder Komplizenschaft.

Geschlecht als Konflikt wird als Chance verstanden. Durch reflektierten Dialog zu den eigenen geschlechtlichen Erfahrungen, wird auch die eigene professionelle Rolle in den Blick genommen und weiter entwickelt.

Für eine auf Genderprozesse sensibilisierte Soziale Arbeit ist es hilfreich zu erkennen, dass durch *Doing Gender*, meist durch alltägliche unhinterfragte Muster, Geschlecht hergestellt wird.

Mit der gezeigten Vielschichtigkeit der Gesellschaft und den vorliegenden, möglicherweise problematischen Lebenswelten, wird vorerst am Diversity Ansatz festgehalten. Es bleibt offen, wohin sie sich noch entwickeln wird, aber nur so bleibt der Blick auf Potenziale und Ressourcen gerichtet, wodurch Betroffene Wertschätzung statt Ausgrenzung erfahren.

In der Sozialen Arbeit mit Familien und der Offenen Jugendarbeit ist oftmals eine Problem- und Defizit-Fokussierung feststellbar. Diese kann mit WINTER gesprochen, paradoxe Züge annehmen, denn einerseits begründet sich Soziale Arbeit ja gerade an Problemlagen (vgl. Winter 2005: 905).

Geschlechterunterschiede im Rahmen der Sozialen Arbeit werden wahrgenommen, genau beschreiben und reflektiert. Dabei ist die Schwierigkeit, nicht zu etikettieren bzw. nicht zu stigmatisieren um den Adressat bzw. die Adressatin nicht zu reduzieren, um in Folge dessen zu einer Reifizierung (Konkretisierung, Festschreibung) auf eben diese Eigenschaft zu kommen (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 205f.).

Auswirkungen des Gender Bias aufgrund (womöglich) falscher Vorannahmen begründet gleichwohl auch eine Übertragung der Effekte ins alltägliche Handeln und Denken für sozialpädagogisches Personal. Das Wissen darum bedeutet hier Genderkompetenz.

Ein Grundwissen über Inter- Trans- und Queer-Geschlechter, ebenso das Wissen über Milieus ist Grundvoraussetzung um im entsprechenden Arbeitsfeld tätig zu sein. Es ist eine Gemengelage an Widersprüchen, Vielschichtigkeit und Dynamiken von Benachteiligung, aber auch der multiplen Zugehörigkeiten, die eine große Herausforderung für Soziale Arbeit in Theorie und Praxis bedeutet, möchte man selbst nicht die Gruppen- und Identitätszuschreibungen verfestigen (vgl. Bereswill 2011: 211f.).

Eine Welt ohne Stereotype und Vorurteile ist nicht denkbar, sie gehören zur sozialen Realität. Wir sind jedoch nicht der Spielball eigener Stereotype. Soziale Arbeit richtet sich größtenteils an marginalisierte Gruppen, diese werden oft zu Kategorien zusammengefasst (Frauen- und Mädchenarbeit, Jungenarbeit, Familienhilfe, etc.). Die Gefahr des Schubladendenkens und die Aktivierung von Stereotype ist hier besonders groß.

Am komplexen Konzept der *hegemonialen Männlichkeit* zeigt sich, dass aus der eigenen sozialen Lage nicht alle theoretischen Männlichkeiten erreicht werden. Das kann Zweifel an der eigenen Selbstwirksamkeit auslösen und zu Verunsicherung führen. Angesprochen sind damit auch die Männer, die nicht an der patriarchalen Macht partizipieren können oder wollen. Das Konzept ist damit Teil der Genderkompetenz.

Aus der Auseinandersetzung mit Gewalt und Konflikt folgt, dass mit Methoden wie bspw. der Mediation interveniert und präventiv gearbeitet wird (vgl. Gugel 2011: 483). Das Wissen aus der Gender-Forschung steht dabei als wichtige Säule neben den anderen Kompetenzbereichen der Sozialarbeit und fließt als Erweiterung in die Arbeit mit ein. Mit den Annahmen aus der *Anomie Theorie* wurde eine wichtige Grundlage für das Verständnis von abweichendem Verhalten geschaffen, die auch die Sphäre des Geschlechts betrifft und Teil der Genderkompetenz ist. Mit einem geschlechtshomogenen Setting wird der geschützte Raum, für das oft von Scham begleitete Phänomen Gewalt als Täter und Opfer zur Bearbeitung eröffnet.

Gender *ist* ein Thema für die Soziale Arbeit. Als Querschnittsaufgabe um die Interpretation des Berufs *Soziale Arbeit als Frauenberuf* zu verändern,

versteckte Prozesse im Berufsleben zu erkennen und auch bei scheinbar alltäglicher Arbeit zu schauen, ob traditionelle Aufgaben zwischen den Geschlechtern neu verteilt werden können, mit dem Fokus auf das sonst übliche Verteilungsmuster der *Gewohnheit*.

Für Jungen- und Mädchen-Arbeit werden Entwicklungen jenseits traditioneller Geschlechterbilder gefördert, Genderkompetenz heißt hier, keine klaren Leitbilder für Männlichkeit und Weiblichkeit zu haben (vgl. Kunert-Zier 2008: 56). Der Cross-Gender-Ansatz nutzt die Vorzüge der geschlechtshomogenen Gruppenarbeit für beide Geschlechter aus. Genderkompetenz erfordert ein hohes Reflexionsvermögen, um nicht bipolare Deutungsmuster von Geschlecht und Geschlechtsstereotypen zu reproduzieren (vgl. Ehlert 2012: 105). Ein Perspektivwechsel weg vom problematischen Verhältnis zwischen den Geschlechtern hin zu einer gelingenden Beziehung wird empfohlen (vgl. Kunert-Zier 2008: 59).

Entscheidend für gelingende geschlechterflecktierte Arbeit sind zu schaffende Räume in Form von Schonräumen, Freiräumen und Vergewisserungsräumen. Als *Qualitätsmerkmale für die Reflexion in der geschlechtshomogenen Gruppe* ist eine große (vertikale) Diversität wie Alter, Lebenserfahrung, Vorbilder bei gleichzeitiger horizontaler Verbundenheit bzw. Ähnlichkeit durch Freundschaft und Sympathie entscheidend (vgl. Graff 2008: 74).

Für den Bereich der Familie wurde gezeigt, wie wichtig eine sichere Vater-Kind-Bindung und der Mann als männliche Identifikationsfigur für den Sozialisationsprozess sind. Eine gegenseitige Aufteilung von klassisch mütterzentrierten und männlich konnotierten Aufgaben, um ein breites Kompetenzprofil zu erwerben und zu vermitteln wird angestrebt (vgl. Krüger 2008:179).

Mit der stärkeren Einbindung des Vaters in die Erziehung wird auf eine Gleichstellung von Frau und Mann in den familiären Aufgaben hingearbeitet. Als Nebeneffekt dieser *Triangulation* (Interaktion zwischen Vater und Mutter und Kind) entwickelt sich das Selbst der Kinder besser (vgl. Schreiber 2015: 92). Genderkompetenz in der Partnerschaft bedeutet, die unterschiedlichen Bedürfnisse – auch die eigenen – besser wahrzunehmen und zu einer *De-Stereotypisierung* beizutragen.

**Ausblick:**

Um die Situation des Mangels an männlichen Fachkräften, wie auch an männlichen Studenten in der Sozialpädagogik zu ändern, ist eine weitergehende Forschung von Interesse, die Motivation, Zugänge und die Situation männlicher Fachkräfte in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern erhebt.

Der begriffliche Umgang mit Sex und Gender und die Auseinandersetzung mit ihnen sollte mehr geübt werden. Gerade auch die Diskrepanz zwischen Fachsprache und Umgangssprache ist groß, genauso wie die Sperrigkeit des Begriffs Gender Mainstream im Gespräch, das häufig zu Missverständnis und Abwehrreaktionen beim Gegenüber führt.

**5.2 Selbstreflexion durch Auseinandersetzung mit Gender-Begriffen**

Ich verstehe diese Diplomarbeit, um mit Friedrich NIETZSCHE zu sprechen, als einen Teil der *fröhlichen Wissenschaft*. Mit dieser Idee im Kopf und der Bestätigung von KRUSE, dass auch das selbstreferenzierende *ich* in wissenschaftliche Texte einfließen darf (vgl. Kruse 2007: 107ff.), habe ich mich auch für diese Option im Hauptteil der einleitenden Abschnitte entschieden. Es eröffnet damit evtl. auch Laien den Zugang zur Wissenschaftssprache. Mir ist bewusst, dass es für eine Abschlussarbeit unüblich ist, die eigenen Erfahrungen in der Auseinandersetzung hier (öffentlich) festzuhalten. Andererseits ist es auch nicht verwunderlich, denn eine Folgerung im Fazit lautet, sich intensiv und reflexiv mit seinen eigenen Zugängen zum eigenen Geschlecht und den Vorstellungen davon, als auch sich mit den Begriffen auseinanderzusetzen.

Deutlich konnte ich einen eigenen Zuwachs an Anerkennung von Heterogenität in der Gesellschaft und die Wahrnehmung von unterschiedlich bewerteten Lebensentwürfen feststellen, die sich durch stereotype Geschlechterrollen begründen. Diese Unterschiedlichkeit auszuhalten und dafür einzustehen ist teilweise recht schwer. Im persönlichen Gespräch, auch oder gerade im engsten Familien- und Freundeskreis, herrschen oftmals traditionelle Vorstellungen von Familie, von Normalbiografien in Berufsfragen und über Arbeitsteilung. Das Interesse für mein Thema Gender in der Diplomarbeit war nach einer manchmal längeren Erklärung aber doch immer sehr groß, was mich ermutigt und in der hier vollzogenen Herangehensweise bestätigt hat.

Meine Ausprägung des *fünften Ohrs* oder zumindest eine Feinjustage der Antenne zur Wahrnehmung von Gender-Problemen und Ungleichheitsfaktoren hat sich verbessert. Es lohnt sich also auch ganz persönlich, eine intensive

begriffliche Auseinandersetzung mit den Gender-Themen und angrenzenden Theorien der Gleichstellungs-, Queer- und Diversity-Debatte (mit sich) zu führen oder bewusst den *Advocatus Diaboli* in Gesprächen zu spielen.

Die Entscheidung, als Exkurs auch eigenes, selbst erlebtes, sensibles und intimes Material aus den Erfahrungen meiner aktiven Jungen- und Männerarbeit zu verwenden, fiel mir nicht leicht. Jedoch erfuhr ich durch die biografische Selbstreflexion und die erneute narrative Wiedergabe eine positive *Vergewisserung*, der im wahrsten Sinne geleisteten harten Arbeit (für mich als auch für meinen Vater), denn geschlechtsbewusst zu arbeiten heißt eben auch, mit sich in Kontakt zu kommen und eigene Grenzen wahrzunehmen.

Ein erneuter kritischer Blick und ganz in der Tradition der hermeneutischen Methode, mit den Erkenntnissen aus dieser Arbeit auf die zeitlich zuerst erstellten Abschnitte, wie bspw. das Kapitel über Elternschaft, erscheint bei erneuter inhaltlicher Bewertung, etwas zu stark aus männlich geprägter Sichtweise der Verfasser geschrieben. Hier stellt sich mir die Frage, in wie weit eine Verteilung der Artikel auf männliche und weibliche Autoren, aus einem so großen Standardwerk wie dem *Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik* eine Rolle bei der Erstellung bzw. Vergabe der Beiträge spielte und welchen Einfluss das Geschlecht der Person auf den Gendergehalt der publizierten Inhalte hat. Dies wäre sicher auch eine weitere gute Forschungsfrage. Im *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht* fällt mir jedenfalls positiv auf, dass einige Begriffe doppelt und damit paritätisch besetzt wurden und so zwei mögliche Sichtweisen dem Leser bzw. der Leserin dargeboten werden.

Womit ich im selben Atemzug nach dem Geschlechterverhältnis in meiner Literaturliste schauen müsste...

## 6. Anhang

### 6.1 Quellen- und Literaturverzeichnis

- Ahnert, Liselotte** (2011): Bindungsbeziehungen: Aufbau, Aufrechterhaltung und Abweichung. In: Otto/Thiersch (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit, 5. A., DOI 10.2378/ot4a.art041, München: Ernst Reinhardt, S. 233-241.
- Ainsworth, Claire** (2015): Sex redefined. The idea of two sexes is simplistic. Biologists now think there is a wider spectrum than that. In: Nature: a weekly journal of science. Vol. 518, 19.02.2015, S. 288-291. Online: <https://www.nature.com/news/sex-rede-fined-1.16943> (abgerufen am 24.04.2021).
- Allmendinger, Jutta** (2011): Geschlecht als wichtige Kategorie der Sozialstrukturanalyse. Essay. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 61. Jg. 37-38/2011, S. 3-7.
- Ament, Patrick/Stecklina, Gerd** (2009): 4.6 Biologisches Betriebssystem? Sind Mädchen und Jungen biologisch verschieden? In: Starthilfe Jungenarbeit - Impulse zur Weiterentwicklung eines sozialpädagogischen Arbeitsfeldes. AGJF Sachsen e. V.. Sächsisches Modellprojekt Jungenarbeit Sachsen/Peter Wild (Hrsg.), Chemnitz: AGJF, S. 61-64.
- Anders van, S. M./Steiger, J./Goldey, K. L.** (2015): Effects of gendered behavior on testosterone in women and men. Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America, 112(45), 13805–13810. <https://doi.org/10.1073/pnas.1509591112> (abgerufen am 22.05.2021).
- Andresen, S./Bock, K./Brumlik, M./Otto, H-U./Schmidt, M./Sturzbecher, D.** (2003): Vorwort. In: Andresen/Bock/Brumlik/Otto/Schmidt/Sturzbecher (Hrsg.): Vereintes Deutschland – geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-14.
- Andresen, Sabine/Bock, Karin/Otto, Hans-Uwe** (2003): Jugend als gesellschaftliche Markierung. In: Andresen/Bock/Brumlik/Otto/Schmidt/Sturzbecher (Hrsg.): Vereintes Deutschland – geteilte Jugend. Ein politisches Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, S. 15-28.
- Bendl, Regine/Walenta, Christine** (2007): Queer Theory und Ansatzpunkte für Gender Mainstreaming. In: Qualitätsentwicklung Gender Mainstreaming. Band 2: Grundlagen. EQUAL-Entwicklungspartnerschaft QE GM (Hrsg.), Wien, S. 65-81. Online: [https://www.qe-gm.at/produkte/downloads/qe-gm\\_Band2\\_Grundlagen.pdf](https://www.qe-gm.at/produkte/downloads/qe-gm_Band2_Grundlagen.pdf) (abgerufen am 27.05.2021).
- Benthem, Alexander/May, Michael/Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard** (2004): Gender Mainstreaming und Jungenarbeit. Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim: Juventa Verlag.
- Bereswill, Mechthild** (2011): Intersektionalität. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 210-213.
- Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke** (2011): Devianz. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 87-90.
- Bohn, Irina** (2002): Geschlechterdifferenzierte Jugendhilfeplanung und Gender Mainstream-Prozesse – So geht's. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Schriftenreihe Bd. 216. Stuttgart: Kohlhammer.
- Böhnisch, Lothar** (2001): Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Böhnisch, Lothar** (2006): Viele Männer sind im Mann. Bilder - Blicke – Horizonte. Ein soziologisches Lesebuch für Männer und Frauen. Maria Enzersdorf: Ed. Roesner.
- Böhnisch, Lothar** (2007): Anforderungen an eine moderne Jungenarbeit – Impulse für das Modellprojekt »Weiterentwicklung und Professionalisierung der Jungenarbeit in ausgewählten Bereichen der Jugendhilfe in Sachsen«. In: CORAX. Baustelle JUNGEN-Pädagogik. Ausgabe 01-02/2007, AGJF Chemnitz e. V., S. 18-21.
- Böhnisch, Lothar/Funk, Heide** (2002): Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Böhnisch, Lothar/Funk, Heide** (2011): Verdeckungszusammenhang. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 426-429.
- Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang** (2007): Politische Pädagogik. Eine problemorientierte Einführung. Weinheim, München: Juventa Verlag.

- Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang/Thiersch, Hans** (2005): Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Böllert, Karin/Karsunky, Silke** (Hrsg.) (2008): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Münster: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brandes, Holger** (1998): Geschlecht, Habitus und soziale Praxis. In: Brandes/Roemheld (Hrsg.): Männernormen und Frauenrollen: Geschlechterverhältnisse in der sozialen Arbeit. (Akzente der Entwicklung sozialer Arbeit in Gesellschaft und Kirche; Bd. 3) Leipzig: Evang. Verl.-Anst., S. 29-52.
- Brückner, Margit** (2001): Gender als Strukturkategorie & ihre Bedeutung für die Sozialarbeit. In: Gruber, Christine (Hrsg.): Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit, S. 15-23.
- Budde, Jürgen** (2005): Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem. Bielefeld: Transcript, S. 118-24.
- Budde, Jürgen** (2008): Positionszuweisungen durch Lehrkräfte. In: Budde, J./Scholand, B./Faulstich-Wieland, H.: Geschlechtergerechtigkeit in der Schule. Eine Studie zu Chancen, Blockaden und Perspektiven einer gender-sensiblen Schulkultur. Weinheim, München : Juventa Verlag, S. 89-115.
- Castro Varela, Maria do Mar** (2011): Queer. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 340-342.
- Cloos, Peter** (2008): Die Inszenierung von Gemeinsamkeit. Eine vergleichende Studie zu Biografie, Organisationskultur und beruflichem Habitus von Teams in der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim: Juventa Verlag.
- Connel, Raewyn** (2013): Gender. In: Lenz, Ilse/Meuser, Michael (Hrsg.). Wiesbaden: Springer VS.
- Dehnavi, Morvarid** (2016): Frauenbewegungen in Deutschland. In: Gender Glossar. Online: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-219425> (abgerufen am 13.05.2021).
- Döge, P./Behnke, C./Kassner, K./Reuys, S.** (2005): Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem: Ansätze zur Unterstützung familienorientierter Männer auf betrieblicher Ebene; Pilotstudie. IAIZ-Schriftenreihe, 3. Berlin: Institut für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung e. V.. Online: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-305359> (abgerufen am 03.07.2020).
- Dörr, Margret** (2011): Psychoanalytische Pädagogik. In: Otto/Thiersch (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit, 5.A., DOI 10.2378/ot4a.art041, München: Ernst Reinhardt, S. 1265-1277.
- Ehlert, Gudrun** (2012): Gender in der sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen. Frankfurt am Main: Wochenschau Verlag.
- Eichler, Margrit/Fuchs, Judith/Maschewsky-Schneider, Ulrike** (2002): Richtlinien zur Vermeidung von Gender Bias in der Gesundheitsforschung. In: Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften, 8. Jg. 2000, H. 4, S. 293-310.
- Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike** (2013): Einleitung. In: Emmerich/Hormel (Hrsg.): Heterogenität - Diversity - Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-17.
- Enders-Drägässer, Dr. Uta** (2008): Vortrag: Gender Mainstreaming als Strategie der Veränderung von Schule – Visionen möglicher Entwicklungen. Online: [http://www.frauenbuerosinniedersachsen.de/doc/doc\\_download.cfm?uuid=2C150581C2975CC8A61891CD9995B632&&IRACER\\_AUTOLINK&&](http://www.frauenbuerosinniedersachsen.de/doc/doc_download.cfm?uuid=2C150581C2975CC8A61891CD9995B632&&IRACER_AUTOLINK&&) (abgerufen am 28.05.2021).
- Enders-Drägässer, Uta/Fuchs, Claudia** (1988): Jungensozialisation in der Schule. Eine Expertise. Gemeindedienste u. Männerarbeit d. Evang. Kirche in Hessen u. Nassau (Hrsg.). Darmstadt: Gemeindedienste u. Männerarbeit d. EKHN.
- Engelbert, Angelika** (1993): Wandel der Familie – Gefährdung für Kinder? In: Graefner, G./Mauntel, C./Püttbach, E. (Hrsg.): Gefährdung von Kindern. Opladen: Leske + Budrich, S. 59-80.
- Enggruber, Ruth** (2001): Gender Mainstreaming und Jugendsozialarbeit. Eine Expertise. Münster: Votum Verlag.
- Euteneuer, Matthias/Sabla, Kim-Patrick/Uhlendorff, Uwe** (2011): Familienpolitik, Soziale Arbeit mit Familien und Familienbildung. In: Otto/Thiersch (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit, 5.A., DOI 10.2378/ot4a.art041, München: Ernst Reinhardt, S. 438-450.
- Faulstich-Wieland, Hannelore** (2004): Doing Gender. Konstruktivistische Beiträge. In: Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt. S. 175-191.



- Faulstich-Wieland, Hannelore** (2008): Sozialisation und Geschlecht. In: Hurrelmann, K./Grundmann, M./Walper, S. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel: Beltz, S. 240-153.
- Faulstich-Wieland, Hannelore** (2011): Koedukation. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 235-237.
- Fischer-Epe, Maren** (2002): Coaching. Miteinander Ziele erreichen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Fuchs-Heinritz, Werner** (2000): Zukunftsorientierungen und Verhältnis zu den Eltern. In: Jugend 2000. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23-92.  
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-92279-3>
- Fussek, Claus** (2005): Gewalt in der Pflege – oder: „Wenn man einem Menschen seine Würde nimmt, dann hört er auf zu leben!“. In: Geborgenheit schenken, Schutz bieten. Sicherheit für Senioren. Expertenworkshop im Rahmen des 10. Deutschen Präventionstages 2005 zum Thema "Ältere und Pflegebedürftige Menschen als Opfer". Zentrale Geschäftsstelle Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes/Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (Hrsg.), Stuttgart, S. 58 – 67.
- Gildemeister, Regine** (2004): Doing gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterschiede. In: Becker, Ruth (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften, S. 132 -140.
- Gildemeister, Regine/Robert, Günther** (2011): Doing Gender. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 95-98.
- Gildemeister, Regine/Wetterer Angelika** (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore, S. 201-254.
- Graff, Ulrike** (2008): Gut zu wissen! Biografische Selbstreflexion als Genderkompetenz. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Münster: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 63-76.
- Gröning, Katharina** (2011): Vereinseitigungen – der Diskurs über Geschlecht und Gewalt gegen Pflegebedürftige. In GENDER, Heft 2, 2011, S. 76-89.
- Gruber, Christine/Fröschl, Elfriede** (Hrsg.) (2001): Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit. Wien: Czernin Verlag.
- Gusenbauer, Michael** (2019): Google Scholar to overshadow them all? Comparing the sizes of 12 academic search engines and bibliographic databases. *Scientometrics* 118, S. 177–214.  
<https://doi.org/10.1007/s11192-018-2958-5>
- Hagemann-White, Carol** (1984): Sozialisation: Weiblich - männlich? Alltag und Biografie von Mädchen. Opladen: Leske + Budrich.
- Heinz, Matthias** (2017): Hemmungen?! Internettechnologien in der wissenschaftlichen Weiterbildung. In: Bücker, D./Dander, V./Gumpert, A./Hofhues, S./Lucke, U./Rau, F./Rohland, H./van Treeck, T. (Hrsg.): „Trendy, hip und cool“: Auf dem Weg zu einer innovativen Hochschule? Bielefeld: Bertelsmann, S. 159-168.
- Holter, Øystein Gullvåg** (2014): “What’s in it for Men?": Old Question, New Data. *Men and Masculinities*, Vol. 17 (5), 2014. Online: <https://kjonnsforskning.no/en/2015/10/gender-equality-gives-men-better-lives> (abgerufen am 15.05.2021).
- Jantz, Olaf** (2003): Männliche Suchbewegungen – Antisexistisch oder parteilich? Jungenarbeit zwischen Begegnung und Veränderung. In: Jantz, Olaf/Grote, Christoph (Hrsg.): Perspektiven der Jungenarbeit. Konzepte und Impulse aus der Praxis. Opladen: Leske + Budrich, S. 63-88.
- Jolander, Andrea** (2014): Treffen sich zwei Neurosen: Warum Männer und Frauen sich das Leben so schwer machen. München: Heyne.
- Jonas, Klaus/Schmid Mast, Marianne** (2007): Stereotyp und Vorurteil. Online: [https://www.researchgate.net/publication/278749658\\_Stereotyp\\_und\\_Vorurteil](https://www.researchgate.net/publication/278749658_Stereotyp_und_Vorurteil) (abgerufen am 19.05.2021)
- Jünemann, Rita** (2000): Geschlechtstypische Identitätsbildungsprozesse in der professionellen Sozialen Arbeit. Eine geschlechtsvergleichende Untersuchung. Opladen: Leske + Budrich.
- Kittner, Martin/Potzel, Anne** (2005): Broschüre zum wissenschaftlichen Arbeiten. Ein gemeinsamer Leitfaden des Instituts für Allgemeine Erziehungswissenschaft und des Instituts für

- Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften. (Unter Mitarbeit von Koepernik/Raithelhuber/Rautenberg/Schönberger. Dresden.
- Klein, G./Pfister, G.** (2000): Subkultur. In: Reinhold, G./Lamnek, S./Recker, H. (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 661-664.
- Klein, Uta** (2011): Reproduktionstechnologien. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 347-350.
- Krisch, Richard/Stoik, Christoph/Benrazougui-Hofbauer, Evelyn/Kellner, Johannes** (2011): Emanzipation. In: Glossar. Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Wien: Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit, S. 50–51. online:  
[http://www.sozialraum.de/assets/files/projekte/2011\\_Glossar\\_Soziale\\_Arbeit\\_oeffentl\\_Raum.pdf](http://www.sozialraum.de/assets/files/projekte/2011_Glossar_Soziale_Arbeit_oeffentl_Raum.pdf) (abgerufen am 14.05.2021)
- Krüger, Helga** (2008): Genderkompetenz im Kontext von Familie. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 163-186.
- Kruse, Otto** (2000): Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium. Frankfurt: Campus Verlag.
- Kruse, Otto** (2007): Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium. Frankfurt: Campus Verlag.
- Kühl, Jutta** (2005): Geschlechtsbezogener Verzerrungseffekt (Gender Bias). GenderKompetenzZentrum. Humboldt-Universität zu Berlin. Online:  
[http://www.genderkompetenz.info/w/files/gkompzpdf/gender\\_bias.pdf](http://www.genderkompetenz.info/w/files/gkompzpdf/gender_bias.pdf) (abgerufen am 18.05.2021).
- Kühne, Anja** (2017): Das Queer-Lexikon. Wofür steht LGBTI? Online:  
<https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/queerspiegel/das-queer-lexikon-wofuer-steht-lgbti/11828236.html> (abgerufen am 18.05.2021).
- Kunert-Zier, Margitta** (2005): Erziehung der Geschlechter. Entwicklungen, Konzepte und Genderkompetenz in sozialpädagogischen Feldern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kunert-Zier, Margitta** (2008): Den Mädchen und Jungen gerecht werden – Genderkompetenz in der Geschlechterpädagogik. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Münster: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 47-76.
- Kunert-Zier, Margitta** (2011): Genderkompetenz. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa, S. 153-156.
- Küster, Ernst-Uwe** (2001): Ein Dauerbrenner auf kleiner Flamme. Wissen und Können in der Sozialen Arbeit. In: Sozialextra, Jg. 9, Heft 9, S 32-35. Online:  
<http://www.unikassel.de/fb4/issl/mitg/kues/pdf/dauerbrenner.pdf> (abgerufen am 16.05.2021)
- Lamnek, Siegfried** (2000a): Differentielles Lernen. In: Reinhold, G./Lamnek, S./Recker, H. (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 118.
- Lamnek, Siegfried** (2000b): Gewalt. In: Reinhold, G./Lamnek, S./Recker, H. (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 230-236.
- Lenz, Hans-Joachim**(2011): Opferdiskurse II. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 303-307.
- Liegle, Ludwig** (2005): Familiäre Lebensformen. In: Otto, Hans-Uwe, Thiersch, Hans (Hrsg.) (2005): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Basel: Reinhardt, S. 508-520.
- Maurer, Susanne** (2005a): Soziale Bewegung. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Frey, Oliver/Maurer, Susanne (Hrsg.) (2005): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 629-648.
- Maurer, Susanne** (2005b): Emanzipation. In: Otto, Hans-Uwe, Thiersch, Hans (Hrsg.) (2005): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Basel: Reinhardt, S. 373-384.
- Meuser, Michael** (2011a): Hegemoniale Männlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa, S. 197-199.
- Meuser, Michael** (2011b): Männlichkeit(en). In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa, S. 277-280.
- Nentwich, Julia.** (2006). Gleichheit, Differenz, Diversity oder Dekonstruktion? Verschiedene Geschlechter-Theorien und ihre Konsequenzen für die Gleichstellungsarbeit. University of St.

- Gallen. In: Rote Revue Nr. 1, 2006, 84. Jahrgang. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur. Sozialdemokratische Partei der Schweiz (Hrsg.). Online  
[https://www.researchgate.net/publication/36382017\\_Gleichheit\\_Differenz\\_Diversity\\_oder\\_Dekonstruktion\\_Verschiedene\\_Geschlechter-Theorien\\_und\\_ihre\\_Konsequenzen\\_fur\\_die\\_Gleichstellungsarbeit](https://www.researchgate.net/publication/36382017_Gleichheit_Differenz_Diversity_oder_Dekonstruktion_Verschiedene_Geschlechter-Theorien_und_ihre_Konsequenzen_fur_die_Gleichstellungsarbeit) (28.05.2021).
- Niemeyer, Christian** (2005): Klassiker der Sozialpädagogik. In: Otto, Hans-Uwe, Thiersch, Hans (Hrsg.) (2005): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Basel: Reinhardt, S. 1058-1067.
- Opitz-Belakhal, Claudia** (2011): Patriarchat. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 313-315.
- Patzelt, Werner J.** (1997): Einführung in die Politikwissenschaft: Grundriß des Faches und studiumsbegleitende Orientierung. Passau: Wiss.- Verl. Richard Rothe.
- Prigge, Wolfgang U.** (2000): Rollentheorie. In: Reinhold, G./Lamnek, S./Recker, H. (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 541-544.
- Proksch, Stephan** (2014): Konfliktmanagement im Unternehmen. Mediation und andere Methoden für Konflikt- und Kooperationsmanagement am Arbeitsplatz. Berlin, Heidelberg: Springer Gabler.
- Rabe-Kleberg, Ursula** (2006): Gender als Bildungsprojekt. Wie Mädchen und Jungen sich die zweigeschlechtliche Welt aneignen. In: Betrifft Mädchen, H. 3, Wuppertal: LAG Mädchenarbeit in NRW e. V., S. 100-104.
- Rauchfleisch, Udo** (2011): Transgender. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 410-411.
- Recker, Helga** (2000): Labeling approach. In: Reinhold, G./Lamnek, S./Recker, H. (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 390.
- Reinl, Heidi/Stumpp, Gabriele** (2005): Drogentherapie. In: Otto, Hans-Uwe, Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Basel: Reinhardt, S. 373-384.
- Richter, Martina** (2011): Familienhilfe. In: Otto/Thiersch (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit, 5.A., DOI 10.2378/ot4a.art041, München: Ernst Reinhardt, S. 431-437.
- Rohrmann, Tim** (2012): Gender im Kontext der Arbeit mit Kindern in den ersten drei Lebensjahren. online: [https://www.kita-fachtexte.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/FT\\_Rohrmann\\_OV.pdf](https://www.kita-fachtexte.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/FT_Rohrmann_OV.pdf). (abgerufen am 05.05.2021).
- Rose, Lotte** (2003): Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendarbeit. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz Verlag.
- Rose, Lotte** (2007): Gender und soziale Arbeit. Annäherungen jenseits des Mainstreams der Genderdebatte. In: Bock, Karin/Dörr, Margret/Homfeldt, Hans Günther/Schulze-Krüdener, Jörgen/Thole, Werner (Hrsg.): Grundlagen der Sozialen Arbeit. Band 16. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Rose, Lotte** (2011): Dekonstruktivismus. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 83-85.
- Rose, Lotte/May, Michael** (Hrsg.) (2014): Mehr Männer in die soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie** (Hrsg.) (2013): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Salmhofer, Gudrun** (2011): Sexismus. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa, S. 364.
- Scheighofer-Brauer, Annemarie** (2011): Cross Work. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 80-82.
- Schildmann, Ulrike** (2011): Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung. In: Hinz, Renate/Walthers, Renate (Hrsg.): Verschiedenheit als Diskurs. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, S. 109-118. DOI: <https://doi.org/10.25595/351> (abgerufen am 15.05.2021).
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer** (2007): Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbeck: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Schreiber, Birgit** (2015): Ein Mann als Erzieher? In: Psychologie Heute compact. 2015 Heft 40. Weinheim: Beltz Verlag, S. 90-93.
- Schulz von Thun, Friedemann** (1999): Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Schulz, Winfried** (2003): Nachricht. In: Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen (Hrsg.): Fischer Lexikon. Publizistik. Massenkommunikation. Frankfurt: Fischer Taschenbuch-Verlag. S. 328-362.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas** (2003): Strukturen der Lebenswelt, Stuttgart: UTB GmbH.
- Schutzbach, Franziska** (2018): Gender raus! Zwölf Richtigstellungen zu Antifeminismus und Gender-Kritik. Heinrich-Böll-Stiftung und Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.). Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Schwanebeck, Wieland** (2013): Dekonstruktion. In: Gender Glossar. Online: <https://gender-glossar.de/d/item/11-dekonstruktion>. (abgerufen am 17.05.2021).
- Smith, Roff** (2020): How bicycles transformed the world. In: National Geographic. Online: <https://www.nationalgeographic.com/history/article/how-bicycles-transformed-world> (abgerufen am 25.02.2021).
- Staub-Bernasconi, Silvia** (2008): Menschenrechte in ihrer Relevanz für die Soziale Arbeit als Theorie und Praxis, oder: Was haben Menschenrechte überhaupt in der Sozialen Arbeit zu suchen? In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. 28. Jahrgang., März 2008, Heft 107, S. 9–32. Online: [www.widersprueche-zeitschrift.de/IMG/pdf/widersprueche\\_107.pdf](http://www.widersprueche-zeitschrift.de/IMG/pdf/widersprueche_107.pdf) (abgerufen am 13.05.2021).
- Stauber, Barbara** (2008): Junges Erwachsenenalter und Geschlecht. In: Rietzke, T./Galuske, M. (Hrsg.): Basiswissen Soziale Arbeit. Lebensalter und Soziale Arbeit - Junges Erwachsenenalter. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren, S. 126-148.
- Stauber, Barbara** (2015): Riskante Übergänge und Doing gender – Vermittlungsleistungen zwischen Lebenslauf und Biographie. In: Micus-Loos, Christiane/Plößler, Melanie (Hrsg.): Des eigenen Glückes Schmied\_in!? Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen, Wiesbaden: Springer VS, S. 27-42.
- Stecklina, Gerd** (2005): Jungenarbeit in der Ganztagschule – ein unbeachtetes Feld. In: Spies, Anke/Stecklina, Gerd: Die Ganztagschule. Bd. 2: Keine Chance ohne Kooperation – Handlungsformen und Institutionelle Bedingungen. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt, S. 72-85.
- Stecklina, Gerd** (2011): Generation(en). In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 156-159.
- Stiegler, Barbara** (2008): „Heute schon gegendert?“ Gender Mainstreaming als Herausforderung für die Soziale Arbeit. In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19-28.
- Stiehler, Matthias/Stiehler, Sabine** (2011): Trennung. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 413-416.
- Strack, Fritz/Deutsch, Roland** (2001). Urteilsheuristiken. In Frey, D./Irle, M. (Hrsg.): Theorien der Sozialpsychologie. Bd. 3., Motivations-, Selbst- und Informationsverarbeitungstheorien, Bern, Göttingen, Toronto: Hans Huber, S. 352-384.
- Süfke, Björn** (2010): Männerseelen. Ein psychologischer Reiseführer. München: Goldmann Verlag.
- Süfke, Björn** (2017): Papa, du hast ja Haare auf der Glatze! Aus dem Alltag eines Vaters. München: Goldmann Verlag.
- Thiessen, Barbara** (2011): Familie. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 123-125.
- Thomä, Dieter** (2011): Väter. Eine moderne Heldengeschichte. München: DTV.
- Tillmann, Angela** (2008): Frauen und Ballgefühl. In: Rautenberg, M./Tillmann, A./Böhnisch, L.: Doppelpässe: Eine sozialwissenschaftliche Fußballschule. Weinheim: Juventa, 2008, S. 91-110.
- Volz, Rainer/Zulehner, Paul M.** (2009): Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland. Ein Forschungsprojekt der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands und der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). Baden-Baden: Nomos.
- Wallner, Claudia** (2008): Frauenarbeit in Männerregie oder Männerarbeit im Frauenland? In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-45.
- Wallner, Claudia** (2011): Feminismus. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa Verlag, S. 132-135.

- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D.** (1996): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Stuttgart, Toronto: Verlag Hans Huber.
- Weber, Martina** (2007): Das sind Welten. Intrageschlechtliche Differenzen im Schulalltag. In: Munsch, Chantal et al. (Hrsg.): Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho. Weinheim, München: Juventa, S. 91-101.
- Wedekind, Erhard/Ottomeyer, Klaus** (2005): Elternschaft. In: Otto, Hans-Uwe, Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Basel: Reinhardt, S. 368-372.
- Werlhof von, Claudia** (2010): „Zivilisation“ und „Patriarchat“ – Begriffe des neuen Paradigmas der „Kritischen Patriarchatstheorie“. Online: <https://fipaz.files.wordpress.com/2015/04/werlhof1.pdf> (abgerufen am 15.05.2021).
- Wetterer, Angelika** (1997): Die Frauenuniversität als paradoxe Intervention. Theoretische Überlegungen zur Problematik und zu den Chancen der Geschlechter-Separation. In: Metz-Göckel, Sigrid/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Vorausdenken – Querdenken – Nachdenken. Texte für Aylá Neusel, Frankfurt a. M., New York: Campus-Verlag, S. 263-278.
- Winter, Reinhard** (2005): Jungenarbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. München, Basel: Reinhardt Verlag, S. 904-915.
- Winter, Reinhard** (2011): Parteilichkeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch: Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim: Juventa, S. 309-311.
- Winter, Reinhard/Neubauer, Gunter** (2001): dies *und* das! Das Variablenmodell „balanciertes Junge- und Mannsein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern. Tübingen: Neuling.
- Zimmermann, Peter** (2006): Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

## 6.2 Internet- und andere Quellen:

- AGG - Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz** (2006): <https://www.gesetze-im-internet.de/agg/BJNR189710006.html> (abgerufen am 17.05.2021).
- Ärzteblatt** (2019): Zahl der Menschen mit drittem Geschlecht geringer als angenommen. Online: <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/102938/Zahl-der-Menschen-mit-drittem-Geschlecht-geringer-als-angenommen> (abgerufen am 10.05.2021).
- BJK – Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums** (2009): Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs. [https://www.schulentwicklung.nrw.de/q/upload/Gender/Schlaue\\_Maedchen\\_Dumme\\_Jungen.pdf](https://www.schulentwicklung.nrw.de/q/upload/Gender/Schlaue_Maedchen_Dumme_Jungen.pdf) (abgerufen am 22.04.2021).
- BVerfG – Bundesverfassungsgericht** (2017): Beschluss des Ersten Senats vom 10. Oktober 2017 - 1 BvR 2019/16 -, Rn. 1-69, Online: [http://www.bverfg.de/e/rs20171010\\_1bvr201916.html](http://www.bverfg.de/e/rs20171010_1bvr201916.html) (abgerufen am 10.05.2021).
- Deutsches Ärzteblatt** (2015): Varianten der Geschlechtsentwicklung. Jg. 112, Heft 13, 27. März 2015. Online: [https://www.bundesaerztekammer.de/fileadmin/user\\_upload/downloads/pdf-Ordner/WB/Begleitartikel\\_Geschlechtsentwicklung.pdf](https://www.bundesaerztekammer.de/fileadmin/user_upload/downloads/pdf-Ordner/WB/Begleitartikel_Geschlechtsentwicklung.pdf) (abgerufen am 13.05.2021).
- Duden** (2004): Die deutsche Rechtschreibung. 23. Auflage. Mannheim. [CD-ROM].
- Duden** (2005): Das Fremdwörterbuch. 8. Auflage. Mannheim. [CD-ROM].
- Duden**: Geschlechtergerechter Sprachgebrauch. Online: <https://www.duden.de/sprachwissen/sprachratgeber/Geschlechtergerechter-Sprachgebrauch> (abgerufen am 15.05.2021).
- freundin** (2021): Mit diesen 7 Männern werden Sie niemals glücklich. München. In: freundin. freundin Verlag. Online: <https://www.freundin.de/beziehungsfrage-7-maennertypen-mit-denen-sie-niemals-gluecklich-werden-268231.html> (abgerufen am 20.05.2021).
- GenderKompetenzZentrum** (2007): Gender Mainstreaming und Diversity Management. Humboldt-Universität zu Berlin. Online: [http://www.genderkompetenz.info/genderkompetenz-2003-2010/w/files/gkompzpdf/gm\\_dm.pdf](http://www.genderkompetenz.info/genderkompetenz-2003-2010/w/files/gkompzpdf/gm_dm.pdf) (abgerufen am: 16.05.2021).
- Korioth, Daniel** (2021): 100 Personen der Weltgeschichte. Große Persönlichkeiten aus 2000 Jahren Zivilisation. Online: <https://geboren.am/top100> (abgerufen am 26.05.2021).

- LJA – Landesjugendamt Sachsen** (2009): Qualitätsstandards Jungenarbeit - verabschiedet vom Landesjugendhilfeausschuss am 03.09.2009 -. Chemnitz: Sächsisches Staatsministerium für Soziales Landesjugendamt. Online: [https://jugendinfoservice.dresden.de/media/pdf/jugendinfoservice/lja\\_qs\\_jungarb\\_09.pdf](https://jugendinfoservice.dresden.de/media/pdf/jugendinfoservice/lja_qs_jungarb_09.pdf) (abgerufen am 28.05.2021).
- MANNE e. V.** (2009): Wofür lohnt es sich zu kämpfen? Schwertkampf als Methode in der Kinder- und Jugendarbeit. Potsdam. Online: <http://www.mannepotsdam.de/fortbildungen.phtml> (abgerufen am 26.05.2021)
- Reitman, Ivan** (1990): Kindergarten Cop [Film] USA: TM & Universal.
- Schröttle, Monika** (2021): Femizide in Deutschland. Getötet, weil sie Frauen sind. (Moderation: Susanne Führer) [Radio], DLF Kultur, [https://www.deutschlandfunkkultur.de/femizide-in-deutschland-getoetet-weil-sie-frauen-sind.990.de.html?dram:article\\_id=496107](https://www.deutschlandfunkkultur.de/femizide-in-deutschland-getoetet-weil-sie-frauen-sind.990.de.html?dram:article_id=496107) (abgerufen am 24.04.2021).
- SGB VIII – Sozialgesetzbuch VIII: Achstes Buch Sozialgesetzbuch – Kinder- und Jugendhilfegesetz:** [https://dejure.org/gesetze/SGB\\_VIII/9.html](https://dejure.org/gesetze/SGB_VIII/9.html) (abgerufen am 17.05.2021).
- SZ - Sächsische Zeitung** (2021): Ausgabe Sonnabend/Sonntag 3./4. April 2021, S. 6.
- Wissensnetz** (2003): [www.gender-mainstreaming.net](http://www.gender-mainstreaming.net) (abgerufen am 03.06.2020).
- WSI GenderDatenPortal** (2017): Erwerbsarbeit: Horizontale Segregation des Arbeitsmarktes 2017. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung. Online: [https://www.wsi.de/data/wsi\\_gdp\\_et\\_20190619\\_16.pdf](https://www.wsi.de/data/wsi_gdp_et_20190619_16.pdf) (abgerufen am 17.05.2021).
- WSI GenderDatenPortal** (2020): Erwerbsarbeit: Vertikale Segregation des 2019. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung. Online: [https://www.wsi.de/data/wsi\\_gdp\\_2020-09-14\\_EA-Segregation-02.pdf](https://www.wsi.de/data/wsi_gdp_2020-09-14_EA-Segregation-02.pdf) (abgerufen am 17.05.2021).

### 6.3 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Horizontale Segregation des Arbeitsmarktes 2017 (vgl. WSI GenderDatenPortal 2019) .....	11
Abbildung 2: Vertikale Segregation des Arbeitsmarktes 2019 (vgl. WSI GenderDatenPortal 2020). .....	11
Abbildung 3: Verteilung Professor-/innen nach Geschlecht (vgl. Statistisches Bundesamt 2021) .....	16

## 7. Erklärung:

### Selbständigkeitserklärung zur Diplomarbeit

„Ich versichere, dass ich die Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Ich reiche sie erstmals als Prüfungsleistung ein. Mir ist bekannt, dass ein Betrugsversuch mit der Note "nicht ausreichend" (5,0) geahndet wird und im Wiederholungsfall zum Ausschluss von der Erbringung weiterer Prüfungsleistungen führen kann.“

Dresden, 31.05. 2021

---

Patrick Ament